

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel*

AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Vor der Entscheidung? / Paul
Dehnert: Passion / Rolf Gustav Haebler:
Der Zauberlehrling des Liberalismus / Heinz
Rein: Die Erinnerungen sind nicht verbrannt
Christof Thoenes: Wir und die Parteien
Ernst Samhaber: Die Westliche Hemisphäre
Hanns-Erich Haack: Über den Nachruhm
Jonathan Sault: Londoner Kommentar. I
Ernst Kocherthaler: Das Reich der Antike
Matthias Laros: Die „Una-Sancta“-Bewegung

71. JAHRGANG

Heft 3

MÄRZ 1948

Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

71. Jahrgang, Heft 3

März 1948

Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: Vor der Entscheidung?	167
MATTHIAS LAROS: Die „Una-Sancta“-Bewegung	175
ERNST SAMHABER: Die Westliche Hemisphäre	185
HANNS-ERICH HAACK: Über den Nachruhm	191
PAUL DEHNERT: Passion	203
ROLF GUSTAV HÄUBLER: Der Zauberlehrling des Liberalismus	204
CHRISTOF THOENES: Wir und die Parteien	211
ERNST KOCHERTHALER: Das Reich der Antike	215
HEINZ REIN: Die Erinnerungen sind nicht verbrannt	217

Rundschau

Wider die Bürokratie S. 223 — Offen gesagt S. 225 — Die politische Taktik Rußlands in der Welt S. 226 — Kampf der Ideen und Mächte S. 228 — Die verkehrte Welt S. 229 — Otto Faldenberg † S. 230

Londoner Kommentar. I

231

Film-Rundschau

236

Literarische Rundschau

Verteidigung Europas S. 239 — Apokalypse S. 240 — Vom Kampf gegen Hitler S. 241 — Erziehung zur Freiheit S. 242 — Quer durch den Büchereingang S. 243 — Rat und Hilfe S. 245 — Graf Heinrich Luckner S. 245 — Die Knolls in Amerika S. 246

Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 17 der Britischen Militärregierung

Herstellung, Auslieferung und Anzeigenverwaltung: Verlag Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Gutenbergstraße 3, Fernruf: 39 36 35, Verlagslizenz: CB 15 B

Bestellungen: bei den Postanstalten, jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlag Albert Nauck & Co., Bln.-Charlottenburg 2

Bezugspreis: vierteljährlich 6,— RM, zuzüglich ortsübl. Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen, Einzelheft 2,— RM

Anzeigenpreise: lt. Prejsliste Nr. 1/1946

Zahlungen: Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Postscheckkonto Berlin 521 80; Bezirksbank Berlin-Tiergarten, Konto 72 12; Deutsche Bank, Filiale Hannover, Konto 494 37; Postscheckkonto Hannover 176 06; Bayerische Vereinsbank Nürnberg, Konto 117 95; Bezirkssparkasse Waldshut / Baden

Erscheint: monatlich

Schriftleitung: Berlin - Charlottenburg 9, Mecklenburgallee 22; Fernruf: 97 93 94

Nachdruck: Nur mit vorheriger Zustimmung der Schriftleitung gestattet; Übersetzungsrechte vorbehalten

Manuskripte: unverlangt, werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt

Vor der Entscheidung?

Die Ermordung des Mahatma Gandhi, einer der edelsten Gestalten der Menschheit, durch einen fanatischen Nationalisten, die in der ganzen Welt tiefste Empörung und Trauer hervorgerufen hat, kann in gewissem Sinne als symbolisch für die geistige Verwirrung der heutigen Menschheit gedeutet werden. Dieser große Mensch, der Zeit seines Lebens gegen jede Gewaltanwendung und für die Versöhnung und das brüderliche Zusammenleben im eigenen Volke und unter allen Völkern eingetreten ist, wurde das Opfer eines blinden Nationalismus zu einer Zeit, in der die Menschheit in banger Erwartung lebt, ob der Zeiger der Weltenuhr auf einen Punkt rücken darf, der eine neue Periode der Menschheitsgeschichte einleitet, oder ob die alten Methoden, die immer wieder zu Krieg, Haß und Blutvergießen geführt haben und führen müssen, die einzigen Mittel im Verkehr der Völker untereinander bleiben sollen. Trotz der Erschütterung über dieses Attentat ist es zweifelhaft, ob man aus dieser ersten Mahnung nun, abgesehen von wortreichen Klagen, irgendwelche Konsequenzen ziehen wird. So wächst die Gefahr, daß dieses teure Blut vergebens vergossen ist und neue giftige Saat ins Kraut schießt.

In Griechenland und China tobt der Bürgerkrieg, in Italien ist die Gefahr des blutigen inneren Kampfes nicht beschworen, in Palästina bereitet sich eine neue grauenhafte Katastrophe vor, deren Drohung die Gewissen der Menschen alarmieren mußte. Frankreich und Italien werden durch innere Unruhen erschüttert, auch Großbritannien bleibt von ersten Klassenkämpfen nicht verschont, die Not in Deutschland wird von gewissen Kräften systematisch verlängert und eine Wiedergesundung verhindert, damit dieses Land ein Unruheherd bleibt. In der ganzen Welt sind Kräfte des Bösen am Werke: Mord, Sabotage, Zerstörung, Fronarbeit von Millionen weißer Sklaven unter unmenschlichen Tyrannen. In den östlichen Ländern Europas wird die Freiheit durch Terror unterdrückt, der sich von den faschistischen Methoden in nichts unterscheidet. Wem zu Nutzen? Die ganze Welt ist vom Frieden weiter entfernt denn je.

Für die geistige Not und die Angst, von der die Menschheit seit Jahren gejagt wird, ist die Entstehung eines Planes kennzeichnend, bei zukünftigen kriegesischen Entwicklungen wenigstens einen Teil der Menschheit vor der Vernichtung durch den totalen Materialkrieg zu retten. Der Plan ist aus edelsten Motiven gefaßt und zeigt einen Weg, bei einer als unabwendbar angesehenen Entwicklung in etwas Leiden zu verhüten. Eine grundlegende Änderung strebt er aus nur zu berechtigten realpolitischen Erwägungen nicht an: Seine Entstehung beweist nur, wie trostlos der gegenwärtige Zustand ist. Denn er findet seine Begründung in der Gewißheit, daß wir vor neuen unvermeidbaren Kriegen stehen. Das Bild, das die Welt heute bietet, bestätigt seine Notwendigkeit.

In Genf, der Stadt, in der so viele Organisationen für das Wohl der Menschheit eine Heimat fanden und das Internationale Rote Kreuz seinen ständigen Sitz hat, so daß der Name dieser Stadt zu einem verpflichtenden Symbol der Völkerverständigung geworden ist, entfaltet eine internationale, vor mehreren Jahren gegründete Vereinigung eine erhöhte Tätigkeit. Ihr voller Name lautet: „*Lieux de Genève, Zones Blanches. Association internationale pour la protection des populations civiles ainsi que des monuments historiques et oeuvres d'art en cas de conflits armés.*“ Die Vereinigung geht von der Voraussetzung aus, daß vorerst Kriege nicht vermieden werden können. Aus dieser bitteren Erkenntnis heraus tritt sie für eine Vermenschlichung des Krieges ein und will dadurch die Arbeit des Roten Kreuzes auf Zivilpersonen ausdehnen. Sie will der Willkür, militärischer Befehlshaber Gesetz und Recht entgegenstellen, Sie hat praktisch durchführbare Einschränkungen der Luftaktionsfreiheit vorgeschlagen und betont, gestützt auf das Neutralisierungsprinzip, die Notwendigkeit eines besonderen völkerrechtlichen Statuts für hilfsbedürftige und schonungsbedürftige Bevölkerungskategorien. Sie will — solange der Friede noch ein Scheindasein führt — eine internationale Vereinbarung zwischen den Völkern durchsetzen, durch die auf der Basis der Gegenseitigkeit Sicherheitszonen, die den verpflichtenden Namen „*Lieux de Genève*“ tragen sollen, schaffen, in denen sämtliche schonungsberechtigten Zivilisten wie Kinder, Greise, Gebrechliche, wehruntätige Frauen und andere Zivilpersonen ungefährdet leben können. Hier würde die erste Barriere gegen den totalen Krieg aufgerichtet werden. Die Fruchtbarkeit und Notwendigkeit ihrer Arbeit beweisen überzeugend zwei von ihr herausgegebene Schriften: „*Rapport richement illustré de la Commission neutre, déléguée en Finlande sur les résultats de son enquête (1^{er} au 12 mars 1940)*“ und „*La Guerre Moderne et la Protection des Civils*“, Genf 1947, beide herausgegeben von dem Secrétariat Général der „*Lieux de Genève*“. Die Vereinigung strebt auch an, Kunst- und Kulturzentren der Menschheit vor der Zerstörung zu bewahren. Solche Zentren sollen mit dem Recht auf Unverletzlichkeit ausgestattet werden.

Die Vereinigung sollte die Unterstützung aller Menschen und Regierungen finden, die sich der Humanität und den Ideen der Gerechtigkeit und des Rechts verpflichtet fühlen. Die Vereinigung, die von Namen internationaler Geltung und von hohem Rang getragen wird — der Gründer war der Schweizer Generalarzt G. Saint-Paul, ihr Präsident ist Henry George — ist sehr aktiv und hat schon im Dezember 1946 an den Schweizer Bundesrat eine Eingabe gerichtet, eine erweiterte Konvention ausarbeiten zu lassen über Sanitäts- und Sicherheitsgebiete, damit über eine solche Konvention schnellstens auf einer internationalen diplomatischen Konferenz verhandelt wird. Hier ist ein fruchtbarer Anfang gemacht, das Völkerrecht, dessen Wirksamkeit man heute ja nicht mehr als existent annehmen kann, wiederaufzurichten.

Das Goethewort, daß man aus der gewaltigen und erhabenen Landschaft des Schweizer Hochgebirges täglich „Nahrung der Großheit saugen“ könne, hat heute wie je seine Gültigkeit, und jeder, dem dieses Glück zuteil wird, fühlt das Fallen der kleinen Schranken, in die Selbstsucht und Haß die Menschen

bannen. Aber die Schweiz gibt den Besuchern sehr viel mehr noch. Aus der großen Schweizer Presse gewinnt man bessere Klarheit über die wahre politische Lage und über die Kräfte, die hinter allem Geschehen stehen, als aus der Presse von Ländern, die durch irgendwelche Rücksichten gehemmt ist, vorbehaltlos die Wahrheit zu sagen.

Die große Aufgabe wahrer Neutralität, deren hohe Verpflichtung von der Schweizer Presse als Lebensaufgabe empfunden wird, erfüllt sie mit Gewissenhaftigkeit, und sie ist heute — wenn auch nicht das einzige — so doch das wirksamste Mittel, die richtige Erkenntnis der Weltlage und der sie bestimmenden Kräfte zu gewinnen.

Fern von den kleinlichen Parteiinteressen und täglichen Sorgen des deutschen Lebens und ungehemmt auch durch eine verantwortungslose Journaille, die ihre Freitische und ihre Kostgängerei bei reichlichen Fleisch-, Fett- und Schnapsationen mit dem Verrat an jeglicher echter Geistesfreiheit bezahlt und dem Ansehen der deutschen Presse im Ausland empfindlichen Schaden zufügt, arbeitet sie vorbildlich im Dienste der Wahrheit.

Bei rückhaltloser Diagnose der Entscheidung, vor die alle Völker heute gestellt sind, ergibt sich, daß es sich keineswegs nur um eine Option zwischen West und Ost handelt, sondern um die Entscheidung, ob man für die großen Ideen der Menschheit: Freiheit, Gerechtigkeit, Menschenwürde eintreten will und für den Bestand des Christentums, also für die Rettung der Welt vor der Barbarei, oder ob man zugunsten irgendeiner politischen Ideologie alle diese Güter opfern will.

Wir zitieren Schweizer Stimmen, die einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des gegenwärtigen und sich vorbereitenden Weltgeschehens bringen. Im Leitartikel der Basler „National-Zeitung“ vom 31. 1./1. 2. 1948 (Sonntagsausgabe Nr. 51) heißt es:

„Die Auswirkungen der bedeutsamen Rede, die der englische Außenminister Bevin am 22. Januar im Unterhaus hielt, werden von der Weltöffentlichkeit auch heute immer noch recht verschieden beurteilt. Am meisten fragwürdig erscheint naturgemäß die Bedeutung, die Bevin's Worten beizumessen ist, es gelte jetzt ernsthaft die Bildung einer westeuropäischen Union zu betreiben. In Wirklichkeit dürfte es bis zur Entstehung eines solchen »Westblocks«, das scheinen die Vorgänge der vergangenen Woche drastisch zu beweisen, noch seine gute Weile haben. Eine wahrhaft fruchtbare Zusammenarbeit der westeuropäischen Staatenwelt, wie sie der Idee des Marshall-Planes entspricht, müßte doch zum mindesten im Gebiete der Wirtschafts- und Währungspolitik irgendwie sichtbar werden — und ausgerechnet auf diesem grundlegenden Gebiete hat das letzte Wochenende zwischen England und Frankreich schwerwiegende Differenzen aufbrechen lassen. Hässische Kritiker sind denn auch bereits mit der Schlußfolgerung zur Stelle, Paris habe mit der selbsterhellend vorgenommenen Frankenabwertung die neue Londoner Politik eigentlich bereits torpediert. Auf alle Fälle hat die Regie, zumal zum Ärger der englischen und französischen Sozialisten, diesmal recht wenig geklappt. Wie aber sollte die Sowjetunion, so kann man jetzt allenthalben lesen, eine so problematische Bildung wie die geplante Westeuropa-Union fortan noch irgendwie ernst nehmen und sich davon beeindrucken lassen?“

Wer immer dergestalt argumentiert, der hat die geschichtliche Tragweite von Bevin's Ausführungen und Warnungen allzu wenig begriffen. Denn das Entscheidende, das der britische Außenminister verkündete, betrifft im Grunde gar nicht die

westliche Unionsbildung als solche, sondern vielmehr die Weltpolitik als Ganzes. Was in Wirklichkeit geschehen ist, das läuft eigentlich auf nichts Geringeres hinaus als auf die Bildung einer festen Entente cordiale zwischen Amerika und England. Man mache sich klar, was das bedeutet. Bekanntlich verkündete die britische Arbeiterpartei noch das ganze Jahr 1947 hindurch ihren Willen, zwischen dem »kapitalistischen« Amerika und dem »kommunistischen« Rußland eine Zwischenstellung einzunehmen, zwischen Ost und West eine vermittelnde »sozialistische« Welt aufzubauen. Solche ideologischen Gedankengebäude haben sich von neuem wieder einmal als bloße Truggespinste erwiesen und lösten sich unter dem Druck der lebendigen Realitäten gleichsam in ein Nichts auf. In Wirklichkeit könnte man die genannten Schlagwortbegriffe gerade so gut umkehren, d. h. man könnte die von stärkstem überparteilichem Gemeinschaftsgeist besetzte angelsächsische Welt als »kommunistisch«, andererseits die russische hypermonopolistische Kommandowirtschaft als »kapitalistisch« bezeichnen — und man wäre von der wahren Erkenntnis keineswegs weiter entfernt, als wenn man die heute üblichen Begriffsschablonen beibehält! Nein: Die maßgebende Frage unserer Gegenwart lautet ganz anders, nämlich: Gewissensfreiheit oder Gewissenszwang? Und wer angesichts dieses wahrhaft fundamentalen Daseinsproblems im doktrinären Ismen-Denken verharret, der wird in seiner Erkenntnisfähigkeit immer wieder ein »betrogener Betrüger« bleiben!

In der Tat hat die Bevin-Rede eines klar gemacht, und ihre einmütige Billigung durch die öffentliche Meinung läßt daran keinen Zweifel: Das britische Volk schrickt heute in allen seinen Schichten nicht mehr davor zurück, der Möglichkeit eines Krieges gegen Rußland gefaßt ins Auge zu blicken. Darüber braucht sich niemand zu beunruhigen — im Gegenteil! Gerade diese feste, alle Provokationen vermeidende, aber nervenstarke Haltung der Engländer dürfte viel eher eine der wirksamsten Friedensgarantien für die nächste Zukunft darstellen. Als die britische Demokratie 1945 einen Churchill verabschiedete, da mochte man in Moskau glauben, das kriegerschöpfte England gedenke als Militär- und Weltmacht förmlich abzudanken und für längere Zeit vor jedweder neu drohenden Verwicklung zu kapitulieren. Fortan können die Staatsmänner im Krenal über die nationale Einigkeit und militärische Abwehrentschlossenheit Amerikas und Englands kaum mehr große Zweifel hegen, und dies wird ihnen automatisch den Entschluß nahelegen, ihre Expansionsabsichten zunächst einzudämmen und für deren Weiterverfolgung günstigere Zukunftsgelegenheiten abzuwarten. Und es sei wiederholt: Sie sind zu solchem Zurückweichen um so eher fähig, weil sie kein prestige- und expansionsstüchtiges Volk hinter sich haben; insbesondere steht Stalins Autorität infolge seiner von 1941 bis 1945 erworbenen, unvergänglichen Verdienste viel zu hoch, um aggressiver »Erfolge« zu bedürfen.

In der Berner Zeitung „Der Bund“ lesen wir in der Abendausgabe vom 27. 1. 1948:

„Der Marshall-Plan hat die wirtschaftliche Zusammenarbeit der europäischen Länder als Voraussetzung für die Gewährung amerikanischer Finanzhilfe gefordert. Wenn dieses Ziel auch zeitweise in den Washingtoner Auseinandersetzungen um das europäische Wiederaufbau-Programm verdunkelt zu werden drohte, liegt es doch zweifellos nach wie vor der ganzen Politik des amerikanischen Staatssekretärs zugrunde. Der »Bevin-Plan«, den der britische Außenminister am letzten Donnerstag vor dem Unterhaus entwickelte, formuliert von einem europäischen Standpunkt aus dasselbe Ziel, nämlich die »Konsolidierung Westeuropas«. Aber er geht in dreifacher Hinsicht über die Anregungen Marshalls hinaus: zeitlich, indem er nicht bloß eine Notgemeinschaft der europäischen Länder im Sinne des Pariser Europa-Komitees, sondern eine dauernde Lebensgemeinschaft ins Auge faßt, die sich schließlich in eine »Westeuropäische Union« weiterentwickeln könnte; räumlich, indem er die Zusammenarbeit Westeuropas durch gemeinsame Erschließung der zurückgebliebenen überseeischen Kolonialgebiete auf einen interkontinentalen Maßstab erweitern möchte; sachlich, indem er das Problem der politischen Beziehungen zwischen den westeuropäischen Nationen anpackt und —

ohne es ausdrücklich zu sagen — der wirtschaftlichen Zusammenarbeit den Rahmen eines politisch-militärischen Allianzsystems zu geben versucht.

Der letzte Punkt ist, wie die Dinge in Europa zur Zeit liegen, der wichtigste. Bevin hat zwar das Wort »Allianz« vermieden und bewußt in sehr allgemeinen Wendungen gesprochen. Aber daß die Errichtung eines Netzes von umfassenden Bündnissen tatsächlich ein Kernstück seiner neuen Politik ist, geht schon daraus hervor, daß der erste praktische Schritt zu ihrer Verwirklichung die Ausdehnung des britisch-französischen Paktes von Dünkirchen auf Holland, Belgien und Luxemburg sein soll, und daß Bevin in diesem Zusammenhang von einer möglichen Angliederung Italiens und »anderer historischer Glieder des europäischen Kulturkreises« an diesen »Kern« gesprochen hat. Dabei ist klar, daß diese Bestrebungen außerhalb jenes Organs verfolgt werden müssen, das zur Durchführung des Marshall-Planes durch die Pariser Sechzehner-Konferenz geschaffen worden ist. Bevin selber hat in seiner Rede noch einmal den »unpolitischen« Charakter des Marshall-Plans betont, der ja schließlich auch die Voraussetzung für die Teilnahme der Schweiz und der skandinavischen Staaten am europäischen Wiederaufbauprogramm ist. Der Kreis der Länder, die für die Teilnahme am Bevin-Plan in Frage kommen, ist enger gezogen als der Kreis, der die Gruppe der Marshall-Nationen umschließt. Die beiden Pläne stehen nicht im Widerspruch zueinander, aber sie sind auch nicht identisch: sie sind darauf angelegt, einander zu ergänzen...

Aber ist die Krankheit Europas überhaupt wirtschaftlicher Natur? Oder, besser gefragt, ist sie soweit wirtschaftlicher Natur, daß sie mit rein wirtschaftlichen Methoden geheilt werden kann? Der Marshall-Plan scheint das anzunehmen. Aber schon die politischen Widerstände, denen der Marshall-Plan von seiten der Sowjetunion und ihrer Hilfstruppen begegnet, weisen darauf hin, daß es Probleme gibt, die durch eine Erholung der europäischen Ökonomie allein nicht gelöst werden können. Und bei weitem an erster Stelle dieser Probleme steht die Frage der Sicherheit. Europa liegt heute — Churchill und de Gaulle haben mit Nachdruck darauf hingewiesen — dem Zugriff der größten Landmacht der Geschichte offen, und selbst wenn es sich vorderhand vor einem solchen Zugriff durch die überlegene See- und Luftmacht der angelsächsischen Mächte und deren technischen Vorsprung gesichert fühlen kann, scheint dieser indirekte Schutz zweifelhaft und labil...

Nicht nur wirtschaftlich bedarf das amerikanische Hilfsprogramm der Ergänzung durch die Selbsthilfe der europäischen Staaten. Diese Selbsthilfe muß sich auf das politische und militärische Gebiet erstrecken: nur wenn der Westen auch einen starken Wehrverband bilden und dadurch seine äußeren Abwehrkräfte gleichzeitig mit seinen inneren stärken kann, ist auch auf einen relativ ungestörten Verlauf des wirtschaftlichen Wiederaufbaus zu rechnen...

Es ist dabei sogar unwesentlich, ob eine militärische Zusammenarbeit Westeuropas die Form eines umfassenden, gegen jeden Angreifer gerichteten Sicherheitspaktes annimmt oder ob sie nach außen hin in das Gewand eines Bündnisses zur Sicherung gegen einen eventuellen deutschen Angriff gekleidet wird. Falls sie nicht auf dem Papier bleibt, sondern tatsächlich zur weitgehenden Angleichung der Bewaffnung, der Ausbildung, der Generalstabsarbeit und zur rüstungsindustriellen Arbeitseinteilung führt, wird sie auf jeden Fall die militärische Macht der beteiligten Länder nicht bloß addieren, sondern potenzieren. Dazu gehört aber auch die Einordnung Westeuropas in eine »globale Strategie«. Nicht nur jedes einzelne westeuropäische Land ist, im Lichte der Erfahrungen des letzten Krieges, ein viel zu enger Raum für strategische Entfaltung. Selbst Westeuropa als Ganzes stellt, an den Methoden moderner Kriegführung gemessen, ein beängstigend schmales Randgebiet dar; es ist, militärgeographisch gesprochen, nicht mehr als ein Anhängsel jener russisch beherrschten Kontinentalmasse, die der schottische Geopolitiker Sir Halford Mackinder schon 1918 als das »Herzland« der eurasiatischen Landmasse bezeichnet hat. Das Problem des fehlenden Hinterlandes ist das Kernproblem einer integrierten westeuropäischen Strategie. Und in diesem Zusammenhang rückt der nachdrückliche Hinweis Bevins auf die Möglichkeiten

einer westeuropäischen Zusammenarbeit zur Erschließung Afrikas in ein neues Licht. Wie Amerika das ozeanische, so ist Afrika das kontinentale Hinterland Westeuropas ...

Will man die so eröffneten Perspektiven schlagwortartig erhellen, so kann man sagen, daß Afrika im Rahmen des Bevin-Plans die Rolle eines »westeuropäischen Sibiriens« zufällt. Wie Sibirien von den Sowjets als Rohstoffkammer und strategisches Hinterland ausgebaut worden ist, so kann Afrika für die westeuropäische Union sowohl zur wirtschaftlichen wie zur militärischen Basis werden. Und wenn diese Basis auch zweifellos vorderhand weit schwächer ist als die sibirische, so spielt das solange keine entscheidende Rolle, als die Vereinigten Staaten von Amerika Europas industrielles Hinterland sind.

In der gleichen Zeitung heißt es (Morgenausgabe vom 29. 1. 1948):

„Die weltpolitischen Ereignisse dieser Wochen, »Schlacht um Berlin«, der russische Druck auf Helsinki, die anglosächsische Gegenoffensive in Griechenland, der Ausbau des amerikanischen Verteidigungsgürtels im Nahost, die amerikanische Flottendemonstration im Mittelmeer, das bulgarisch-rumänische und das rumänisch-ungarische Bündnis und vor allem die letzte Rede Bevin vor dem Unterhaus sind alles Anzeichen des Konsolidierungsprozesses der östlichen und westlichen Hemisphäre und also zugleich Symptome der endgültigen Zweiteilung der »einen und unteilbaren Welt« in zwei Blöcke; die heute ihre schwachen Stellen abtasten, die Satellitenvorposten zum Geplänkel vorschicken und indessen politische Attacken und Gegenattacken vorbereiten, was entweder zum dritten Weltkrieg oder zu einem endlichen Ausgleich beider großen Rivalen führen kann. Bis dorthin aber ist es noch ein weiter Weg, und die Kraftprobe der beiden Giganten Rußland und Amerika geht weiter. Daß dies auf Kosten der kleinen Nationen geschieht, die das geographische Unglück haben, am Schnittpunkt der Interessengrenzen zu leben, ist nicht nur für sie selber tragisch, sondern darüber hinaus als wesentliches Verzögerungsmoment im Wiederaufbau Europas ein Teil der Tragik dieses Erdteils ...“

*

Bei einer Betrachtung über die Stellung der Schweiz in der nun zweigeteilten Welt schreibt die „Neue Zürcher Zeitung“ vom 1. 2. 1948 in der Sonntagsausgabe Nr. 217 nach der Konstatierung, daß die Schweiz den Segen der britischen Politik des „europäischen Gleichgewichts“ genossen habe:

„Das wurde erstmals anders, als totalitäre Formen die europäische Politik zu bestimmen begannen; vor allem, als das Streben Deutschlands nach Herrschaft über Europa und die Welt die neue Form einer Diktatur annahm, welche skrupellos die Massen sowohl mit den Mitteln der modernen Propaganda »weltanschaulich« als auch gleichzeitig mit dem Instrumentarium des Polizeistaates praktisch gleichschaltete und bald totalitäre Ansprüche auch an die Umwelt erhob. Erst der Nationalsozialismus, dem außer den »faschistischen« Methoden — in höherem Maße als in Italien — ein mit nationalistischen Rauschmitteln bis zur Entmenslichung fanatisierbares Menschenmaterial zur Verfügung stand, erst das Dritte Reich stellte eine die Souveränität der Neutralen mißachtende Forderung nach »Gesinnungsneutralität« auf, und dies in so striktem Sinne, daß aus der freien Meinungsäußerung und Kritik geradezu die Rechtfertigung eines Überfalls, eine »Kriegsschuld«, abgeleitet wurde. Gegenüber solchen totalitären Staatsgebilden, in denen die Massen im Namen einer nationalistischen oder sonstigen Doktrin auch »weltanschaulich« versklavt werden, ist es irrelevant geworden, daß die Schweiz machtmäßig unbedeutend ist, denn fortan ist auch der Kleinstaat »gefährlich«, hat doch die Freiheit des Denkens, das heißt, in diesem Falle die Priorität der Wahrheit vor der Propaganda eine geistige Dimension und im Raume der Ideen eine von der Kleinheit des Landes und seiner Armee völlige unabhängige »Großmachtstellung« ...“

Die nationalsozialistische Bankrottpolitik hat nach der Niederlage Deutschlands nicht nur die Wiederherstellung der europäischen Struktur, eines wie immer

gearteten inneren Gleichgewichts Europas verunmöglicht, sondern das kontinentale Europa zerrissen und damit machtmäßig in die hintersten Ränge verwiesen. Die nur durch die deutsche Bedrohung überhaupt möglich gewordene Koalition der »Demokratien« ist inzwischen in die beiden Riesenkomplexe der »Demokratie« einerseits und der »Volksdemokratien« anderseits zerfallen, deren geographische Grenze mitten durch die Alte Welt geht. Eine geistige Grenze verläuft — die Lage wesentlich komplizierend — in jedem Staat zwischen den Anhängern der Doktrin des russischen Kommunismus und jenen Bevölkerungsgruppen, die nicht gewillt sind, die Freiheit ganz preiszugeben, die Wahrheit vollständig zu mißachten, auf Gerechtigkeit überhaupt zu verzichten und Humanität und Christentum zu verraten. In der Staatengruppe der totalitären »Volksdemokratien« aber ist diese geistige Grenzlinie unsichtbar gemacht, da der Polizeistaat nicht nur auf den inneren Konsens des Einzelnen verzichten kann, sondern gleichzeitig die äußere Zustimmung seiner Staatsangehörigen mit der Drohung der Vernichtung neunundneunzig- bis hundertprozentig erzwingt...

Die Förderung der Freiheit, der politischen und der wirtschaftlichen, bei uns und in der Welt, liegt daher in unserem ureigensten Interesse. Es ist dies unsere Möglichkeit, das der Schweiz Nützliche und das objektiv Richtige in jene Übereinstimmung zu bringen, die das Wesen einer weitblickenden Politik ausmacht. Unser intakter staatlicher und wirtschaftlicher Organismus gibt uns die praktische Möglichkeit dazu. Sie auszuwerten ist unsere Pflicht, sowohl gegenüber unseren Nachkommen als gegenüber Europa. Diese Verantwortung verpflichtet uns vor allem auch gegenüber den unserem Schicksal verbundenen Nachbarn. Die Freiheit so fruchtbar und so »ansteckend« als möglich zu gestalten, ist eine Aufgabe, die des Schweißes der Edelsten wert ist.

*

In Deutschland ist man im allgemeinen vom Begreifen dieser entscheidenden Fragen weit entfernt. Man überschätzt wiederum wie nach 1918 die Wichtigkeit des deutschen Schicksals für die Welt und die politische Entscheidung der Großmächte, anstatt zu erkennen, daß Deutschland lediglich eine Rolle spielt, weil es gerade der Schnittpunkt der großen Entscheidungen geworden ist und vielleicht eine gewisse Bedeutung dadurch hat, daß einer der beiden Blocks die wenigen dem Deutschen noch verbliebenen Fähigkeiten in seinem Interesse zu verwenden suchen wird.

Das unverzeihliche Verhalten der meisten deutschen Parteiführer, die nichts aus den Erfahrungen vor 1933 und der Zeit Hitlers gelernt haben, hat dazu geführt, daß man zum mindesten in der Schweiz diese Kräfte und diese Männer, besonders die in Baden und Bayern, deren Verhalten man aus der Nähe kontrollieren kann, lediglich noch mit Achselzucken ansieht. Die Kompromißfreudigkeit, wo es ein Kompromiß nicht gibt und nicht geben darf, neben dem unwiderstehlichen Drang, die Angehörigen anderer Parteien oder auch unbequeme Mitglieder der eigenen Partei gehässig zu befehden, macht die Parallele zu dem Verhalten dieser erprobten Versager gegenüber dem aufkommenden Nationalsozialismus allzu deutlich.

Auch daß schon wieder der Ruf nach dem »starken Mann« ertönt, obwohl wir doch vor einer Wiederholung dieses Typs in deutscher Prägung hinreichend gewarnt sind, stimmt bedenklich. Gewiß hat Deutschland einen nahezu unheilbaren Aderlaß seines besten Blutes durch die Henker des Dritten Reiches erlitten, aber es wären, wenn man nur sehen wollte, noch genug Männer von Sachkunde und Charakter zu finden, die selbst das Parteiwesen in gesunde Bahnen lenken könnten. Solche Männer brauchen wir.

In einem der stärksten Anti-Kriegsromane, den **Eric Knight** unter dem Titel „**This above all**“ schrieb (Deutsche Übersetzung „**Dir selber treu**“, Zürich Humanitas-Verlag), läßt er seinen Helden, Clive Hanley, über die Männer, die heute nötiger sind als je, sagen:

„Aber von meinen Überzeugungen habe ich nichts zurückzunehmen. Man muß sich auch innerlich sauber erhalten. Ein Mensch hat nur dann das Recht auf Gedankenfreiheit, wenn er bereit ist, den Preis zu zahlen, den das Eingeständnis seiner Gedanken kostet. Wenn ich nicht wage, mich zu meinen Überzeugungen zu bekennen, dann habe ich auch kein Recht, an sie zu glauben.“

Darum müssen wir alle kühn unsere Meinung aussprechen, so klar, wie es heute möglich ist. Würde jeder, der daran glaubt, daß wir für die neue Welt des Friedens leben und nicht für die alte Welt des Krieges sterben sollen — würde jeder, der das glaubt, es laut sagen, so weiß ich nicht, was geschehen würde. Es ist auch nicht die Hauptsache. Jeder Mensch ist eine Welt für sich, und darauf kommt es an. Wäre in der ganzen Welt nicht ein einziger andrer Mensch, der so spricht wie ich und dasselbe glaubt wie ich, so müßte ich doch aussprechen, was ich glaube, oder ich bin dieses Glaubens nicht würdig. Findest du, daß ich meine eigene innere Würde mehr als erlaubt liebe?“

Doch solche Männer sind auch in anderen Völkern dünn gesät ...

*

So dunkel aber der Himmel auch sein mag und so tief gewitterschwangere Wolken über der Erde hängen, so bleibt trotz allem eine große Hoffnung. Grade Gandhi hatte kurz vor seiner Ermordung ein bewundernswertes Werk vollbracht. Allein durch die Kraft seines Geistes und das Beispiel seiner reinen Persönlichkeit war es ihm gelungen, den blutigen Kampf zwischen den Angehörigen seines Volkes zum Aufhören zu bringen. Hieraus schöpfen wir neuen Glauben an die alles überwindende Kraft des Geistes. Wir möchten auch glauben, daß der Gedanke, der die Vereinigung „**Lieux de Genève**“ ins Leben rief, mit Unterstützung so vieler großer und edler Bewegungen die Voraussetzung wird schaffen können, daß äußerliche Neutralitätszonen nicht mehr auf die Länge notwendig sein werden, wenn es gelingt, durch die Wandlung des menschlichen Geistes die Herzen der Menschen zu „**Lieux de Genève**“ zu machen.

Wir sehen auch, daß in der ganzen Welt nach der auf der Londoner Konferenz erfolgten Demaskierung und der Aufrichtung der totalitären Front die Kräfte des Guten sich zusammenschließen und sich in kräftiger Abwehr regen. Es ist so etwas wie die Bildung einer Front der Menschen guten Willens in allen Völkern gegen die Staatsmänner spürbar, die noch nach den alten Methoden des Unheils weiterregieren möchten.

*

Beim Blättern in einer wunderschönen Schweizer Neuausgabe der Lithographien von Théophile Daumier fand ich das Blatt wieder, auf dem in einer kahlen Gefängniszelle ein politischer Häftling mit auf dem Rücken an die Wand gefesselten Händen auf dem Boden kauert und vor ihm ein Richter im Talar steht und ihm sein Urteil verkündet, ein visionär vorweggenommener Freisler. Darunter stehen die Worte: „**Et pourtant elle marche**“.

Diese Prophezeiung, daß die Freiheit auf dem Wege ist, die Freiheit für alle, die Menschenanlitz tragen, wird sich dennoch erfüllen.

Die „Una-Sancta“-Bewegung

1.

Es geschehen noch immer Zeichen und Wunder — in der geschlossenen Kausalkette, ohne Durchbrechung der Naturgesetze, sondern gerade mit ihnen und durch sie, und das macht das Wunder um so augenscheinlicher. Wer hätte vor zwanzig Jahren gehaut oder auch nur geträumt, daß heute bei evangelischen Provinzialsynoden katholische Prälaten und bei Konferenzen katholischer Bischöfe Vertreter evangelischer Landeskirchen offiziell eingeladen werden und daran teilnehmen? Daß bei Amtseinführungen evangelischer und katholischer Dekane und Pfarrer in vielen Teilen unseres Landes die Mitbrüder der anderen Konfession freundschaftlich erscheinen und deren gute Wünsche aussprechen? Daß in dem Restgebiet der Diözese Breslau ein katholischer Dekan den evangelischen Brüdern ihre Kirchen wiederverschafft, die von den Polen den Katholiken gegeben worden waren? Daß überhaupt die leitenden Stellen der katholischen und evangelischen Kirchen im ganzen Ostgebiet in enger Zusammenarbeit stehen und einer des anderen Interessen mitvertritt? Daß sogar in der Zeit der Weltgebets-Oktav (18. bis 25. Januar), die von anglikanischer Seite angeregt und von Rom bereitwillig übernommen wurde, ein evangelischer Theologieprofessor in einer katholischen Andachtsstunde eine Ansprache hält und ebenso ein katholischer Studentenseelsorger in einer evangelischen Stunde — und das ohne die geringste Verwischung oder Verharmlosung der Lehrunterschiede, sondern in klarer und voller Wahrung des Eigenseins auf beiden Seiten, aber zum Ausdruck eines wahrhaft christlich-brüderlichen Verhältnisses —, wer hätte das vor zwanzig Jahren für möglich gehalten? Und nun ist es Wirklichkeit geworden!

Das hat eine Reihe von äußeren und inneren Ursachen. In der Zeit der gemeinsamen Bedrohung sind die Konfessionen einander wesentlich nähergerückt. Ihre Besten haben in Konzentrationslagern zusammen gelitten und — gebetet und für den gemeinsamen Herrn ihr Leben hingegeben. Das Blut der Märtyrer war noch immer der Same neuer Christen, und ein neues Christwerden ist, wenn man so sagen darf, die Seinsgrundlage und Vorbedingung für ein neues Verständnis der Konfessionen und ihre spätere Einigung. Darüber hinaus aber haben sich die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse in der Not des Krieges und in den Gefangenenlagern ganz neu kennen und schätzen gelernt und die beiderseitigen Scheuklappen abgeworfen, so daß sie nun einander mit neuen Augen sehen und sich wirklich verstehen. Dazu kommt die Zerstörung so vieler Gotteshäuser, so daß, was bislang als Unmöglichkeit erschienen war, evangelische Gottesdienste in katholischen Kirchen und katholische in evangelischen stattfinden müssen, ohne daß die Verschiedenheit des Glaubens irgendwie angetastet wird. Und dann die ungeheure Zusammenwürfelung der Konfessionen, die evangelische Gemeinden in katholische Gegenden und katholische in evangelische Landesteile „verpflanzt“ hat, so daß jetzt alle in einer völlig neuen Umgebung stehen und eine andere Luft einatmen — wohl mit

allerhand Komplikationen, die bei der Nahwirkung alter Sünden und Traditionen unvermeidlich sind, aber im ganzen doch mit der Folge einer neuen Aufgeschlossenheit, die in der äußeren Not auch einen neuen Verständigungswillen erzeugt hat. Es ist heute allen deutlich geworden, daß nach dieser furchtbaren Katastrophe unseres Volkes ein Neuaufbau nur mit vereinten Kräften aller Gutwilligen möglich ist, besonders aller ernstesten Christen, die sich ihrem gemeinsamen Herrn und seinem letzten Willen (Joh. 17) verpflichtet fühlen, daß alle eins seien, wie Er mit dem Vater eins ist, damit die Welt erkenne, daß der Vater Ihn gesandt habe. Sie spüren jetzt, wie Erzbischof Söderblom vor nahezu dreißig Jahren gesagt hat, das Feuer, das in der Zersplitterung die Gewissen brennen muß und sie nun erst wirklich brennt. Aber sie mußten erst in die äußere Not kommen, damit die innere als ihre eigentliche Wurzel zum Bewußtsein kam. Und so sieht der Christ im wirren Ablauf der politischen Verhältnisse Gottes gnädige Vaterhand, auch wo sie schwer auf allen lastet, und er hört Seinen deutlichen Anruf zur Einigung der Christenheit, den sie in „guten Tagen“ nicht gehört und nicht befolgt hat. Und sie versteht diesen Anruf um so besser, je mehr sich zeigt, daß die Bedrohung durch den Nationalsozialismus nur eine Warnung gewesen ist, wahrscheinlich die letzte vor der wirklichen Entscheidung, die uns offenbar noch bevorsteht.

Diese Situation ist klar, und niemand kann sich ihrer Verantwortung entziehen. Sie wird noch verschärft durch die Tatsache, daß die seit langem schleichende Krise des Unglaubens, vor allem die des autonomen Menschen, der sich, ohne einen absoluten Gesetzgeber und Richter, als Raubtier in allen seinen Spielarten entpuppt hat, nun offenbar geworden ist. Ein neues Suchen der Seele nach einem überzeugenden Glauben an die wirklich lebentragende Macht ist weithin aufgebrochen, so daß jetzt auch außerchristliche Kreise wieder für die christliche Botschaft geöffnet sind und mit einer gewissen Spannung auf die lebendigen Christen dieser Zeit sehen, wie sie ihren Glauben an den einen Herrn auch durch die Einheit der Liebe und Tat glaubwürdig vorleben. Auch in vielen der führenden Köpfe der sozialistischen Arbeitermassen ist der Glaube an die materialistischen Grundlagen des marxistischen Systems zusammengebrochen; sie schauen wieder nach den transzendenten Mächten des Lebens aus und suchen Anschluß an die religiösen Kräfte des Christentums, das sich in seinen besten Vertretern als wahrhaft sozial und selbstlos im höchsten Sinne des Wortes erwiesen hat und noch weiter praktisch erweist.

II.

Aus dieser äußeren Bedrohung und inneren Entwicklung ist die Una-Sancta-Bewegung gewachsen. Gründer war ein katholischer Priester, Dr. Max Josef Metzger, der am 17. April 1944 von den Nationalsozialisten als Volksfeind enthauptet wurde und so seine Mission des Friedens der Konfessionen und Stände mit dem Tode besiegelt hat. Die Zentrale ist in Meitingen bei Augsburg, mit loser Zusammenfassung der einzelnen Ortsgruppen und Arbeitsgemeinschaften in ganz Deutschland, offen für die Gläubigen aller christlichen Bekenntnisse, die im Glauben an den Gott-Menschen Jesus Christus schon einig sind und auch die sichtbare Einheit der Herde Christi im Bekenntnis, im Gottesdienst und in der Leitung anstreben, aber ohne die gottgeschaffene Differenzierung der Geistes-

typen, Völker und Rassen in ihren Eigenwerten anzutasten, sondern um sie in der Einheit des Lebenskreises der Kirche erst recht zur vollen Erfüllung und gegenseitigen Befruchtung zu führen.

Im Gegensatz zu den anderen ökumenischen Bewegungen erstrebt allerdings die Una-Sancta als nächstes Ziel noch nicht die korporative Einigung aller christlichen Konfessionen, weil die Vorbedingungen dafür noch nicht gegeben sind. Der letzte Schritt darf nicht vor dem ersten versucht werden. Und den ersten Schritt zum Endziel der Einigung sucht sie in einem „schöpferischen Frieden“. Nicht nur als ein loses „Sichvertragen“ im Sinne bürgerlicher Toleranz, und erst recht nicht als einen Ausgleich durch Kompromisse, die in Fragen der Wahrheit und des Glaubens keinen Platz haben, sondern als gegenseitiges Helfen in der Erfassung und Verwirklichung der Vollwahrheit der Offenbarung Christi im praktischen Leben, in gemeinsamer Buße für das in früherer Zeit einander angetane Unrecht und in gemeinsamem Gebet um die Gnade der Einigung, die nur Gott geben kann und sicher geben wird, wenn wir uns innerlich dafür öffnen.

Dieser schöpferische Friede verlangt ein Dreifaches: zunächst als tragendes Fundament eine neue gegenseitige Ehrfurcht voreinander und vor allem vor dem, was dem anderen Teil heilig ist. Daran hat es bisher auf allen Seiten am meisten gefehlt, und so sind die Christen immer mehr auseinandergewachsen, nicht ahnend, daß sie damit die eigene unreligiöse Haltung am meisten verloren haben. Man sah nur das Gute bei sich und die Fehler und Menschlichkeiten auf der Gegenseite und verfiel so immer mehr in einen Pharisäismus, über den der Herr doch für alle Zeiten und Typen das Urteil gesprochen hatte. — Sodann ist als motorische Kraft notwendig die echte christliche Liebe, die erst richtig sehend macht: nicht nur die eigenen Augen für das Gute und Wertvolle auf der Gegenseite, auch wo es mit Fehlern und Einseitigkeiten gemischt ist, sondern ebenso die Augen der anderen, damit ihnen das Gute bei uns aufgeht und eine positive Kritik, die auf beiden Seiten nötig ist, ein williges Ohr findet. Zu lange haben wir vergessen oder in seiner Tragweite nicht gewürdigt, daß nach allgemeinem christlichem Glauben die Taufe den Menschen dem Leibe Christi eingliedert und daß diese Gliedschaft bestehenbleibt, solange sie nicht durch eigene schwere Schuld verloren wird; daß wir also wirklich Brüder und Schwestern in Christo sind und einander die wirkliche Liebe schulden, wenn wir vor dem Herrn bestehen wollen. — Und schließlich ist, als gestaltendes Prinzip eines schöpferischen Friedens, notwendig ein gegenseitiges Geben und Nehmen, um die wahre Katholizität im Ursinne des Wortes, die Allumfassung jedes Wahren, Guten und Schönen, wo immer es sich findet in uns und anderen, zu realisieren — wieder im Gegensatz zu der früheren Haltung, die in gegenseitiger scharfer Absperrung das Heil sah, über der Bewahrung die Bewahrung vielfach vergaß und der befruchtenden Anregung entbehrte, die in der lebendigen Berührung mit anderen Geistesrichtungen gegeben ist. Natürlich kann daraus eine gewisse Gefährdung erwachsen; aber diese soll gerade durch die praktische Arbeit in den Gemeinschaften überwunden werden, indem alle Teile in die Vollwahrheit Christi hineinwachsen.

Dementsprechend ist auch die Arbeit eine dreifache: vor allem müssen die Mißverständnisse und Zerrbilder beseitigt werden, die in jahrhundertelanger

Polemik auf beiden Seiten entstanden sind und ein gegenseitiges Verstehen verhindert haben. Da ist noch unendlich viel zu tun, und es kann nur erreicht werden, wenn alle Teile sich in ehrlicher Lernbereitschaft darangeben und sich gegenseitig helfen, die ganze Wahrheit kennenzulernen, wie sie uns von Christus anvertraut ist. Ein praktischer Anfang ist vielerorts gemacht worden, indem sich evangelische und katholische Theologen, Studienräte und Lehrer, Männer und Frauen der aufgeschlossenen Volksteile zusammengesetzt haben, um alle Un- und Teilwahrheiten aus Unterricht und Lehrbüchern, Predigt und Christenlehre und in der täglichen Unterhaltung gründlich auszumerzen und nur mehr die klare historische Wahrheit über einander zu sagen, und dabei hat sich gezeigt, wie erstaunt meist beide Teile waren, wenn sie die Gegenseite in ihrer Wirklichkeit und mit der historischen Bedingtheit ihrer Schwächen kennengelernt haben.

Die zweite Aufgabe ist die gegenseitige Erschließung aller positiven Werte und die Herausarbeitung des Gemeinsamen in den Grundwahrheiten, die in der langen Polemik meist ganz zurückgetreten waren. Weitab von allen Bekehrungsabsichten wollen sich alle Teile in brüderlicher Liebe helfen, ganze Christen zu werden, ganz katholisch und ganz evangelisch, beides im Ursinne des Wortes, und in dieser gegenseitigen Ergänzung und Befruchtung wächst auch die Einheit der Konfessionen mit Gottes Gnade von selber nach. Die Heiligen auf beiden Seiten haben sich noch immer rasch verstanden, und die Unheiligen haben sich am meisten beföhdet: Im Bereich der Wissenschaft ist die gegenseitige Vermittlung der Forschungsergebnisse längst üblich — im eigentlich Religiösen muß sie erst richtig beginnen, und was dabei erreicht werden kann, zeigt ein Buch von Walter Nigg, einem reformierten Schweizer Historiker über „Große Heilige“ (Zürich, Artemis-Verlag), der die polare Zuordnung katholischer Heiligenbetrachtung und evangelischer Quellenforschung an konkreten Beispielen zeigt und gerade am „Heiligen des Protestantismus“, Gerhard Tersteegen, den tieferen Sinn der katholischen Heiligenverehrung am besten deutlich macht.

Die dritte und schwierigste Aufgabe ist die Anbahnung einer wissenschaftlichen Zusammenarbeit zur Klarstellung der wirklichen Gegensätze und Lehrunterschiede in ihrer tieferen Begründung; nicht im Sinne der früheren Auseinandersetzung, sondern durch wirkliches Zusammensetzen und gemeinsame Erforschung der Quellen, wie Bischof Besson von Lausanne einmal gesagt hat: „Über dem Evangelium haben sich unsere Väter entzweit, über dem Evangelium müssen wir uns wiederfinden.“ Diese Aufgabe wird auf dreifache Weise zu bewältigen gesucht: vor allem in regelrechten Arbeitsgemeinschaften katholischer und evangelischer Theologen und Laien, in denen über wichtige Unterscheidungslehren je ein katholisches und evangelisches Referat ausgearbeitet, gegeneinander ausgetauscht und dann in gemeinsamer Sitzung besprochen wird; nicht mit dem Ziel, daß ein Teil den anderen besiegen oder recht behalten will, sondern daß einer vom anderen lernen möchte, mit dem Bewußtsein, daß wir alle immer nur „docibiles dei — Lehrlinge Gottes“ sein können. — Sodann wird in den Versammlungsorten ein „Briefkasten“ aufgehängt, in dem alle Fragenden und Suchenden ihre Anliegen vortragen und Anregungen geben können, die dann von Fachleuten bearbeitet und, je nach Bedarf, in Zusammenkünften besprochen werden. — Und schließlich wird in fast allen Städten eine Reihe öffentlicher Vorträge gehalten, in denen Anhänger beider Bekenntnisse zu lernen und sich

gegenseitig zu ergänzen haben, und an die Vorträge schließt sich, wenn eine Disposition von den Rednern zu erlangen ist, eine eingehende Besprechung in den Ortsgruppen an, in denen die notwendigen Ergänzungen und Berichtigungen vorgebracht und schließlich die praktischen Konsequenzen gezogen werden — alles im Geiste brüderlicher Liebe und Hilfsbereitschaft, die im andern nur Christus, dem Herrn, dienen will.

Zur Förderung der Einzelmitglieder und zur Anregung in den Ortsgruppen werden von der Zentralleitung „Rundbriefe“ ausgegeben und wertvolle Referate vervielfältigt, die neben eigenen Schriften über das ökumenische Problem als „Una-Sancta-Bücherei“ herauskommen und allgemein zugänglich sind. Als erste Nummer sind die „Gefangenschaftsbriefe“ von Dr. Metzger erschienen (Meitingen, Kyrios-Verlag), und in Bälde soll die Programmschrift „Schöpferischer Friede der Konfessionen und Stände“ folgen.

III.

Wie stellen sich die kirchlichen Behörden auf beiden Seiten und wie die breitere Öffentlichkeit zu dieser Bewegung? Da muß zunächst gesagt werden, daß die Zionswächter schon mit lauten Alarmrufen hervortreten und eindringlich warnen. Auf evangelischer Seite wittert man in der Una-Sancta „Leimruten“ oder, wenn man es höflicher ausgedrückt wünscht, einen „Versuchsballon“. Andere sprechen offen von plumpen Bekehrungsversuchen, da „Rom sich doch als die Una-Sancta ausgibt und einfach eine reunnütige Rückkehr verlangt“. Wieder andere glauben, die römische Zentrale stehe der Una-Sancta-Bewegung sehr skeptisch gegenüber und warte nur auf die rechte Gelegenheit zu öffentlicher Desavouierung, ähnlich wie es durch „Mortalium animos“ vor zwanzig Jahren den ökumenischen Bestrebungen gegenüber geschehen sei. — Auf katholischer Seite fürchten die Vorsichtigen eine „häretische Infektion“, Beförderung der gemischten Ehen, der Simultanschule und überhaupt eine Verwischung der Glaubensunterschiede; Una-Sancta-Tagungen werden sogar auf dem Umweg über die Besatzungsmächte verboten, und zwar von Leuten, die im Jahre 1933 gegenüber den Nationalsozialisten nicht so vorsichtig waren und „restlos hinter den Führer getreten sind“, weil sie wußten, „was der Kanzler erstrebe: ein auf christlicher Basis aufgebautes Deutsches Reich, getragen von ethischer und (!) sittlicher Kraft“. Das ist schon einigermaßen blamabel; aber der Widerstand muß doch ernst genommen werden, weil er tatsächlich besteht.

Was ist darauf zu antworten? Zunächst muß festgestellt werden, daß die Gegensätze des tatsächlichen Glaubens zwischen evangelischen und katholischen Christen bei weitem nicht so groß sind, wie die Theorien der H. H. Theologen über den Glauben. Das hat sich jetzt wieder in der eindringenden Untersuchung über den „Wortlaut und Sinn der Weihnachtsbotschaft“ gezeigt und zeigt sich immer erneut, wenn gefragt wird, wie viele evangelische Christen denn wirklich an „die totale Unfreiheit des menschlichen Willens“ gegenüber der Allursächlichkeit Gottes glauben, in der Gerhard Ritter die absolute Grenze zwischen katholischer und evangelischer Rechtfertigungslehre sieht. Gerade durch die lebendige, brüderliche Zusammenarbeit wächst das gegenseitige Verstehen der beiderseitigen Anliegen am meisten, und frohe Zustimmung zu den Zielen der Una-Sancta wächst in katholischen wie evangelischen Kreisen zusehends.

Zum Zweiten ist mit einem alten Sprichwort zu sagen: „Wer nicht traut, dem ist nicht zu trauen.“ Es gibt eine gesunde und kluge Vorsicht, besonders Leuten gegenüber, mit denen man schon üble Erfahrungen gemacht hat. Aber kann man das von einem Manne wie Metzger und den Fortsetzern seines Werkes sagen? Wer gibt da ein Recht zu ehrlichem Mißtrauen? Immer wieder ist betont worden, daß der Una-Sancta jede Absicht der Beförderung von Konversionen zur römisch-katholischen Kirche fernliegt. Wenn jemand aus seiner neugewonnenen Einsicht diesen Weg gehen zu müssen glaubt, so ist das Sache seines persönlichen Gewissens, in das niemand dreinzureden hat; aber die Una-Sancta sucht das in keiner Weise, sondern ist, nach dem Beispiel Newmans, bemüht, vor übereilten Schritten zu warnen und „die Kosten vorher aufzurechnen“, indem die Lehrunterschiede gerade in ihrer tieferen Begründung untersucht und in ihrem eigentlichen religiösen Anliegen aufgezeigt werden. Wer da noch Mißtrauen hegt, muß sich fragen, ob es nicht aus dem Gefühl der eigenen Schwäche oder des Versagens in der Arbeit an der Festigung des Glaubens im eigenen Lager entsprungen ist. Bloße Bewahrung ist heute gar nicht mehr möglich und bei Erwachsenen, soweit sie nicht Kinder geblieben sind, nicht einmal zu wünschen. Erst in der Bewährung wird der Glaube zum persönlichen Besitz und zu lebendig wirkender Kraft.

Und schließlich muß, von den törichten Einreden der Ewig-Gestrigen zu schweigen, darauf hingewiesen werden, daß die Una-Sancta keinerlei kirchlichen Auftrag von irgendeiner Behörde hat, sondern aus privater Initiative — wie übrigens alle Ordensgründungen — eines apostolisch gesinnten Mannes entstanden ist und sich ebenso in vielen deutschen Städten aus privater Initiative entwickelt hat, weil das Verlangen weiter Kreise nach Verständigung der Konfessionen ein elementares ist, und kein geringerer als der gegenwärtige Papst hat, wie sein Vorgänger Pius XI., ausdrücklich betont, daß auch in der Kirche Gottes, „unbeschadet ihrer hierarchischen Struktur“, der Grundsatz gelte: „Was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen Kräften leisten kann, soll ihm weder entzogen noch beschnitten oder der Gemeinschaft zugewiesen werden. Denn jedwede Gesellschaftstätigkeit ist ihrem Wesen nach subsidiär, soll den Gliedern der Gemeinschaft Stütze sein und sie niemals aufsaugen oder behindern.“ Damit ist klar gesagt, daß auch in der römisch-katholischen Kirche für die private Initiative der Una-Sancta-Arbeit ein Platz ist und daß kein Bischof das Recht hat, sondern seine Kompetenz überschreitet, wenn er, auf Grund seiner persönlichen Meinung, die für niemand maßgebend ist, sondern nur soviel gilt wie ihre jederzeit nachzuprüfenden Gründe, diese Arbeit zu hindern oder gar durch politische Mächte verbieten zu lassen. Das ist vielmehr eine der faschistischen Allüren, die in der außerkatholischen Welt am meisten Anstoß erregen und die Vereinigung mit der römischen Kirche am meisten verhindern. Aber solche Zwischenfälle sind in der Kirche Gottes nichts Neues, sondern gehören zum Weg des Kreuzes, den auch die Una-Sancta zu gehen hat.

Es gibt aber auch andere behördliche Stimmen, welche die Una-Sancta-Arbeit ausdrücklich anerkennen und zu ihrer Unterstützung aufrufen. In seinem „Aufruf zur Einheit und Einigkeit im Glauben“ wendet sich Bischof Buchberger von Regensburg mit aller Schärfe gegen die Miesmacher, die in der Einigungsarbeit immer nur Bedenken und Befürchtungen haben, selber aber nichts in der Sache

tun: „Ja, der Weckruf kommt zu früh für jene, die immer noch nicht reif sind für eine solche Friedensbotschaft, weil sie über ihren engen Horizont nicht hinauskommen, weil sie eine Binde um die Augen tragen und auch heute noch nicht sehen, wie die Wogen des Unglaubens sich himmelhoch auftürmen und wie sich immer mehr ein Abgrund öffnet, der alles zu verschlingen droht, was christlich ist und sich christlich nennt. Sie sind immer noch blind für das Zucken der Blitze und taub für das Rollen der Donner, die wie Boten des nahenden Gerichtes die Christenheit zur Einkehr und Umkehr mahnen... Sie wollen erst noch weiter fortwirtschaften und weiter abwirtschaften — äußerlich und innerlich. Der gähnende Abgrund, der sich im Kampf des Dritten Reiches gegen die christliche Religion öffnete, war ihnen immer zu wenig Mahnung und Warnung.“

Den evangelischen Christen sagt er: „Wenn Protestanten fragen, ob die Wiedervereinigung von ihnen verlange, daß sie alles preisgeben, was ihnen bisher groß und heilig war, so antworten wir mit einem ehrlichen Nein. Was wirklich gut und groß ist, braucht nicht unterzugehen, weil es bisher nicht von allen als solches erkannt und anerkannt war. Wer möchte den Nichtkatholiken zumuten, daß sie gleichsam als reuige Sünder in den Schoß der Kirche zurückkehren, während die Katholiken in pharisäischer Selbstgefälligkeit sie aufnehmen! Nein, wir alle haben gefehlt, und wir Katholiken haben uns für die Gottesgnade oftmals recht undankbar gezeigt, unser Leben hatte oft keine werbende und anziehende Kraft für Andersgläubige und war keine Apologie unseres Glaubens.“

Er schließt sich dem Bischof von Chichester, einem Führer der anglikanischen Kirche, vollkommen an, wenn dieser schreibt: „Ein dringender Ruf geht an die Christen aller Bekenntnisse überall in der Welt — die an das Geheimnis der Heiligen Dreifaltigkeit und an die Menschwerdung unseres Herrn glauben — zusammenzuwirken an den gemeinsamen Aufgaben der Fürsorge für die Nöte des einfachen Mannes, für die grundlegenden Menschenrechte und für die Rechte Gottes. Dieser dringende Ruf ergelbt auch an die Glieder der evangelischen Kirche, auf demselben gemeinsamen Grunde in Deutschland weiterhin zusammenzuarbeiten, nicht nur mit anderen evangelischen Christen, sondern auch mit den Gliedern der katholischen Kirche.“ Und mit den lutherischen Bischöfen des Nordens schließt er eindringlich: „In einer Zeit, da die Zukunft des Menschengeschlechtes am Scheidewege steht, muß die ganze Christenheit zusammenhalten, um eine neue Weltkatastrophe zu verhindern.“

IV.

So ist die Una-Sancta-Idee auch im Ausland in einem merklichen Aufstieg begriffen. Besonders in Frankreich ist eine ausgezeichnete Literatur entstanden, der wir bisher nichts Gleichwertiges und vor allem gleich Mutiges an die Seite zu stellen haben, besonders in den beiden Sammlungen „Unam-Sanctam“ und „Vers l'unité“, die unter dem Patronat der Kardinäle Saliège von Toulouse und Suhard von Paris herausgegeben werden. Der Dominikanerpater Congar betont in seinem grundlegenden Werke „Chrétiens désunis“ (Paris 1937): „Wir bekennen, daß wir alle voneinander zu nehmen und zu lernen haben, wenn wir wirklich, die einen für die anderen, Instrumente des Aufbaus in der Wahrheit sind“ (also das Prinzip des schöpferischen Friedens), und er

schließt, daß die Vereinigung der christlichen Gemeinschaften die Katholizität der Kirche Christi erst voll realisiere. Gott hat auch die gestaltende Christenheit nicht verlassen, sondern den Ansatz eines Segens in sie hineingelegt, damit auch die intensive Allumfassung praktisch verwirklicht und die Schäden in der „immer reformablen Kirche“ beseitigt werden.

Kardinal Saliège hat zu einer wahrhaft ökumenischen Begegnung aller Christen auch im Glauben aufgerufen: „Wie keinem Geschlechte seit Jahrhunderten gilt uns heute das Wort des Herrn, daß wir die Zeichen der Zeit verstehen müssen (Matth. 16, 2—4). Sie weisen auf Sturm für alle christlichen Bekenntnisse, und darum müssen sich jetzt alle im Gebet vereinigen. Der Vater im Himmel drängt uns dazu durch die Not und Gefahr, in der wir stehen, und der Heilige Geist selber betet in uns, wie der Apostel sagt, mit unaussprechlichen Seufzern (Röm. 8, 26). In dieser Einheit allein werden wir den Sturm bestehen.“ — Dieser Ruf ist auch auf nichtkatholischer Seite gehört worden. Die „Dokumente“ (II, 6) berichten darüber: „Die Pariser orthodoxen Gemeinden, die durch die Emigration mit den Christen des Westens in Berührung gekommen sind, erschließen sich immer mehr dem ökumenischen Gedanken. So veranstaltete der »Inter-orthodoxe Ausschuß für ökumenische Aktion« anläßlich der vorjährigen Weltgebets-Oktav für die Wiedervereinigung im Glauben eine feierliche Versammlung in der rumänischen Kirche von Paris, die unter dem Vorsitz von Msgr. Teofil Jonescu stattfand. Im Chor waren zu sehen der Präsident der »Fédération protestante de France«, Pastor Marc Boegner, der katholische Theologe P. Congar O. P. und der Kaplan der Anglikanischen Kirche in Paris. Der Weihbischof des Kardinals Suhard, Msgr. Baussart, hatte Wert darauf gelegt, sich vertreten zu lassen. Bei der Feier legte P. Congar folgendes Bekenntnis ab: »Bei den ökumenischen Zusammenkünften müssen wir suchen, uns nicht nur gegenseitig kennenzulernen, sondern auch voneinander das Positive zu empfangen; uns gegenseitig zu helfen, daß wir allen Anforderungen Gottes und der uns in Christus und seiner geschenkten Gabe immer treuer entsprechen. Ich muß bekennen: Mir scheint, daß unter den Katholiken das Gewissen durch das Problem der christlichen Einheit neu geweckt worden ist, nicht so sehr zu einem verstärkten konfessionellen Bewußtsein als zu einer Sehnsucht nach Fülle und zu einem Willen nach wirklicher Allumfassung, also zu wahrer Katholizität im Ursinne des Wortes... Der Verkehr mit meinen orthodoxen und protestantischen Freunden hat mir persönlich viel gegeben, und ich muß sagen, daß wir, besonders dank unserer orientalischen Brüder, schon viel empfangen und wiederentdeckt haben. Die ostkirchliche Überlieferung ist in den letzten Jahren wieder bei uns wahrhaft wirksam geworden und hat begonnen, es immer mehr zu werden. Daß eine beachtliche russische Emigrantengruppe in unserer Mitte weilt, ist für uns ein Geschenk Gottes geworden. Wir haben sehr viel von ihr empfangen, und ich kann nur mit tiefer Ergriffenheit davon sprechen... Ich sehe nicht ein, warum nicht auch die Berührung mit der evangelischen Theologie und die Begegnung mit unseren evangelischen Brüdern ebenfalls eine wichtige Bereicherung und Vertiefung der christlichen Erkenntnis uns bringen sollte.“

Auch in betont katholischen Zeitschriften, wie in der „Catholicité“ (Lille, Januar 1946), wird in freimütiger Weise zu den Problemen der Einigung Stellung genommen, so daß wir uns daran ein Beispiel nehmen können. Der Dominikaner-

pater Kopf geht auf die Frage ein, ob die Einigung in katholischer Sicht eine völlige Kapitulation aller anderen Christen vor der römischen Kirche bedeutet, und stellt dagegen zunächst die verschiedenen authentischen Erklärungen der letzten Päpste, vor allem an die ukrainische Kirche, „daß im Falle der Wiederherstellung der Glaubens- und Führungseinheit die östlichen Kirchen nicht zu fürchten brauchen, daß man von ihnen fordern werde, ihre festgelegten Gebräuche und Sitten aufzugeben“. Dann fährt er fort: „Die Einigung der Kirche wird nicht nur eine Wiedergutmachung der Entzweiung sein. Sie wird unendlich viel mehr sein. Sie wird die Aufrichtung einer neuen, umfassenderen, reicheren Einheit als die ursprüngliche sein, einer Einheit, die wirklich neue Werte aufgenommen hat. Sie wird ein Fortschritt gegenüber dem Zustand sein, der vor der Entzweiung lag. Die allgemeine Kirche der Christen wird etwas Neues sein in dem Sinne, wie die Eiche, etwas Neues ist gegenüber der Eichel, in vollkommenem und stetem Zusammenhang also mit der Kirche der Apostel. Sie wird sich nicht durch einen Rückschritt, sondern durch einen kühnen Schritt nach vorn verwirklichen. Sie wird die Frucht eines besseren Besitzes der Wahrheit in der Kirche sein, einer Wahrheit, welche die Entzweiungen, die Gegensätze, die Irrtümer überwunden und daraus Nutzen gezogen hat. Wenn die Einigung kommen soll, so wird sie sich in einem Maximum, nicht in einem Minimum, in der Fülle, nicht in der Dürftigkeit vollziehen. — Wenn dem so ist, werden einst die Jahrhunderte der Trennung wie ein bloßer Durchgangspunkt, wie ein zweifellos schmerzlicher, doch vorübergehender Abschnitt im Wachstum der Katholizität erscheinen. Und noch einmal werden wir in einer besonders strahlenden Weise sehen, wie sich der allgemeine Grundsatz bewahrheitet: Gott erlaubt das Dasein gewisser Übel nur, um Gutes daraus zu wirken. Die »Una Catholica«, für die Jesus gebetet hat, liegt vor uns.“

V.

Neuerdings wendet sich die Una-Sancta-Bewegung in den verschiedenen Ländern auch gemeinsam praktisch-sozialen Aufgaben zu und sucht sowohl der Befriedung der Völker als auch der Linderung der materiellen Not durch Einsatz der ganzen christlichen Liebeskraft zu dienen. Nach dem Scheitern der politischen Friedenskonferenzen soll nun auch mit religiösen Mitteln versucht werden, die Völker von innen her zu wirklicher Verständigung in einen schöpferischen Frieden zu bringen. Ähnlich wie in den Konfessionsfragen sollen die Vertreter der verschiedenen Völker zu einer freimütigen persönlichen Aussprache über das Einende und Trennende, über die beiderseitigen Hemmungen und Schwierigkeiten, Vorurteile und Ressentiments zusammentreten und so allmählich in der öffentlichen Meinung einen Wandel der Volksstimmung herbeiführen helfen, der auf die Dauer sich auch in der Politik auswirken wird. Ein guter Anfang ist kürzlich in Köln gemacht worden und wird demnächst in Paris und Lyon und dann auch in England fortgesetzt werden.

Noch wichtiger ist für den innerdeutschen Frieden die Ausdehnung der Una-Sancta-Arbeit auf das Verhältnis von Christen und Sozialisten. Da liegen die Verhältnisse ähnlich wie bei den Konfessionen. Eine korporative Einigung ist, aus der geschichtlichen Entwicklung zwischen Christentum und Sozialismus, noch

nicht möglich, zumal die führenden sozialistischen Kreise ihre marxistische Weltanschauung, trotz ihrer tiefen inneren Krise, noch nicht aufgegeben haben. Und doch ist für den Aufbau unseres Volkes in dieser Stunde eine Zusammenarbeit aller positiven Kräfte, der wahrhaft sozialen Christen mit den geistig und religiös aufgeschlossenen Sozialisten, unbedingt notwendig. Das ist heute offenkundig. Auf beiden Seiten ist das dringende Verlangen nach einer grundsätzlichen Verständigung aufgebrochen, und auch diese ist nur in einem schöpferischen Frieden möglich, nicht aber in einer Verwischung oder Bagatellisierung der Gegensätze, weder im Weltanschaulichen noch im Sozial-Wirtschaftlichen. Zwischen beiden bestehen noch zuviel zu tief greifende Unterschiede in der Auffassung des Menschen und des Naturrechtes, des Verhältnisses von Persönlichkeit und Gemeinschaft und der Bedeutung der privaten Initiative im wirtschaftlichen und sozialen Leben, die besonders jetzt in den tastenden Versuchen einer Planwirtschaft und in den Auswüchsen eines Staatskapitalismus besonders deutlich hervorgetreten sind. Es hat keinen Sinn, diese fundamentalen Gegensätze zu verschleiern oder zu beschönigen; es könnte, genau wie im Verhältnis der Konfessionen, bestenfalls nur zu Kurzschlüssen führen, die nie lange angehalten haben. Auch die Versuche der sogenannten christlichen oder religiösen Sozialisten führen zu keinem Ziel, sondern haben nur den zeitweiligen Mißbrauch der Stimmen gegen Christentum und Kirche zur Folge, wie die Erfahrung dauernd bestätigt. Vorerst ist, genau wie bei den Konfessionen, eine klare Scheidung und Unterscheidung der Geister notwendig.

Aber die Christen und Sozialisten können und sollen sich in ernstesten Arbeitsgemeinschaften zusammentun und gegenseitig voneinander lernen, wie die wahrhaft sozialen Grundsätze der christlichen Religion und praktischen Erfahrungen des Sozialismus ins praktische Leben umgesetzt werden können, und andererseits wie auch die Sozialisten ihre Lebensarbeit in die feste, ewige Ordnung Gottes einbauen, auf der Grundlage der ewig gültigen Anthropologie und mit dem gerechten Ausgleich zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft, unter Ausschluß alles Staatskapitalismus und erst recht eines Verwaltungsbolschewismus, wie er sich jetzt vielerorts einzunisten droht. Spitz ausgedrückt: die Christen müssen „sozialisiert“ und die Sozialisten „christianisiert“ werden, nicht mit den alten Methoden egoistischer Parteikämpfe oder bloß apologetischer Diskussionen, sondern in einem wahrhaft schöpferischen Frieden, in dem beide Seiten voneinander lernen und sich gegenseitig zum Aufbau einer neuen Sozialordnung auf den Grundfesten des Naturrechtes zu helfen suchen.

Die Aussichten für eine solche Zusammenarbeit sind zur Zeit allerdings noch gering. Die Sünden der Väter und der älteren Generation wirken noch zu sehr in diese Zeit hinein, und auch dieses Erbe muß mutig und geduldig durchgetragen werden. Aber gerade an den Widerständen der Alten muß sich die Kraft der jüngeren Generation entzünden. Es kommt nur darauf an, daß die Idee des schöpferischen Friedens zwischen ernstesten Christen und Sozialisten richtig erfaßt wird, und im Grunde kann sich kein Wohlmeinender in unserer heutigen Lage ihrer zwingenden Notwendigkeit entziehen. Dahin zielte auch im letzten die Grundkonzeption Dr. Metzgers, der für die Einheit der Kirche und den Frieden der Völker und Stände sein Leben hingegeben hat. Mögen sein Blut und seine Fürbitte bei Gott uns dieser Verwirklichung seiner Ideen näherbringen!

Die Westliche Hemisphäre

Die Konferenz von Rio de Janeiro, die am 15. 8. 1947 begann und ihren Höhepunkt am 2. 9. in der Unterzeichnung des panamerikanischen Verteidigungspaktes durch 19 amerikanische Republiken fand, bedeutet den Schlußstrich unter eine Entwicklung, die seit Jahren vor sich ging und die in eine Formel zusammengefaßt werden kann, daß sie einen neuen politischen Begriff hat ausreifen lassen, den der „Westlichen Hemisphäre“.

Einen Panamerikanismus gibt es schon längere Zeit. Er wurde vielleicht geboren in dem Augenblick, als die früheren britischen Kolonien an der Ostküste Nordamerikas sich freimachten und nun als die Vereinigten Staaten von Amerika, wohlgemerkt nicht Nordamerika, sondern von Amerika schlechthin sich bezeichneten. Damals, im Jahre 1775, konnte dieser Name noch als unerhörte Anmaßung erscheinen. Die tatsächliche Macht der jungen Staaten reichte kaum in das Gebiet der ehemaligen französischen Besitzungen hinein, also nach Norden weder nach Kanada, noch im Westen über die Alleghanies hinweg. Im Süden gehörte Florida noch zu Spanien. Und dennoch wurde der Name bewußt gewählt! Er enthielt einen Anspruch, der im Laufe der nächsten Jahrhunderte schrittweise verwirklicht würde, den Anspruch, daß einmal ganz Amerika bei aller Gliederung in einzelne Staaten einen einzigen Gesamtstaat bilden solle.

Aus dem föderativen Gedanken heraus, der Gliederung in örtliche Staatsgebilde, konnte der Gedanke entstehen, daß die beiden Gedanken der Demokratie und der Freiheit ausreichen würden, um den gemeinsamen Nenner für ein politisches Gesamtgebilde abzugeben. Die Menschen, die damals die Vereinigten Staaten von Amerika gründeten, waren kaum mehr als anderthalb Jahrhunderte im Lande ansässig, in ihrer überwältigenden Mehrheit kaum länger als hundert Jahre. Sie hatten in Europa alles das hinter sich gelassen, was in der Alten Welt Staaten formt, Grenzen zieht, Nationen unterscheidet. Blutmäßig waren sie zusammengewachsen aus Engländern, Iren, Schotten, Pfälzern, sprachlich hatten sie die früheren Franzosen und Spanier in sich aufgenommen, in Fragen der Religion waren sie gewillt, äußerste Toleranz zu üben. Eine Nation im europäischen Sinne, also erwachsen in einem Jahrtausende langen geschichtlichen Prozeß, gab es nicht, und ebensowenig eine historische Grenze. Demokratie und Freiheit waren das neue Lösungswort, und warum sollten sich nicht alle Bewohner Amerikas unter diesem Banner sammeln können?

Die erste große Enttäuschung brachte das Verhalten der Kanadier, die lieber zu ihrem einstigen Feinde, England, hielten, als sich in die Union eingliedern lassen wollten. Die Haltung der französischsprechenden Kanadier wurde nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges noch verstärkt durch die feindselige Einstellung der aus den „Vereinigten Staaten“ vertriebenen „Loyalisten“, also derjenigen Amerikaner, die der Krone bis zuletzt die Treue gehalten hatten und auf Grund des Friedensschlusses auswandern mußten.

Die zweite Enttäuschung kam, als die Nordamerikaner an die eigentlichen Kolonialgebiete der Spanier, also an Mexiko, herangekommen waren. Alle vor-

geschobenen Stellungen waren leicht überrannt worden. Durch Kauf war Florida von den Spaniern, Louisiana von Frankreich erworben, Texas und Kalifornien mit Gewalt Mexiko abgenommen worden. Aber dann stießen die Vereinigten Staaten auf eine neue Welt, Ibero-Amerika, und der Siegeslauf, der sie von einem Weltmeer bis an die Küsten des anderen getragen hatte, hörte auf. Der Anspruch auf das Ziel eines Gesamtamerikas blieb bestehen. Der Gedanke hatte bereits früh im Süden begeisterte Aufnahme gefunden.

Der große Freiheitsheld Südamerikas, Simon Bolivar, hat ihn aufgegriffen. Die Monroedoktrin hat ihm den ersten völkerrechtlichen Ausdruck verliehen. Dann stellte sich jedoch heraus, daß die Reibungen stärker waren als die verbindenden Elemente. Rund ein Jahrhundert von der endgültigen Bildung der ibero-amerikanischen Republiken an bis ins dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wuchsen die amerikanischen Schwesterrepubliken nicht zusammen, sondern lebten sich auseinander. Konnte es auch anders sein? Alle Elemente schienen mehr auf Trennung als auf Zusammenfassung eingestellt zu sein: Sprache, Religion, Staatsauffassung, öffentliches Leben, Wirtschaft und Form des Denkens.

Die Nordamerikaner sahen in den Iberoländern vielfach Rückständigkeit und Stumpfsinn, die Südamerikaner in den „Yankees“ Eigennutz, Anmaßung und Habgier. Die einen glaubten, die Nachbarn mit Gewalt zu ihrem Glücke fortreißen zu müssen, die anderen sträubten sich auch dann, wenn sie der wirtschaftlichen Vorteile bewußt waren, weil sie ihre Eigenart bewahren wollten. Die Formel, mit der diese Reibungen belegt wurden, hieß „Dollardiplomatie“. Sie reicht zurück bis in die Zeit, da die Sklavenhalter in den baumwollerzeugenden Südstaaten sich nach neuem Boden für den Baumwollanbau mit Negerklaven umsahen, aber sie fand ihre eigentliche Ausprägung nach dem Krieg mit Spanien, der mit der Errichtung der Republik Kuba endete.

Es ist eigenartig, wie so häufig in der Geschichte, zu sehen, daß gerade eine zunächst nur zersetzende Politik den Keim zum Umschwung legte. Gegen den rollenden Dollar ließen sich unendlich viel Einwände erheben, aber er hat, insbesondere nach dem ersten Weltkrieg, die tiefreichende Umwandlung der ibero-amerikanischen Länder herbeigeführt.

Der erste Weltkrieg hatte die ibero-amerikanischen Länder aus ihren bisherigen Bindungen gelöst, wirtschaftlich und finanziell aus ihrem Zusammenhang mit Europa, politisch aus dem Zustand der Herrschaft des Großgrundbesitzers durch das Heraufziehen der Industrie.

Eine neue Gesellschaftsschicht war aufgestiegen, die zwar soziologisch nicht dem Mittelstand in Europa entsprach, aber ein diesem sehr ähnliches Gesicht erhielt. Die Jugend marschierte an der Spitze dieser Entwicklung. Sie wurde getragen von der Armee als der stärksten politischen Macht, und dahinter meldeten sich die Arbeiter der aufkeimenden Industrie. Die neue Schicht hatte keine Furcht vor dem rollenden Dollar. Sie hatten keine Ideale zu verteidigen, die längst überholt waren. Sie strebte nach der „Reform an Haupt und Gliedern“. Sie nahm den Dollar, soweit sie ihn überhaupt erhalten konnte.

Es entbehrte nicht der Tragik, daß der Zufluß an Dollars gerade in dem Augenblick versiegte, als er am dringendsten benötigt und am sehnlichsten

erwartet wurde, in den ersten Jahren des vierten Jahrzehntes. Noch 1928 hatte der erwählte Staatspräsident Hoover versprochen, die südamerikanischen Kreditwünsche weitgehend zu erfüllen. Dann hatte die Wirtschaftskrise alle Absichten vereitelt. Inzwischen war jedoch längst die große innere Wandlung in Südamerika eingetreten. Sie wurde durch die Ausnützung des Panamakanals unterstrichen, der 1915 dem Verkehr hatte übergeben werden können und der die Reisezeit zwischen New York und Valparaiso auf vierzehn Tage abkürzte gegen bisher sieben Wochen.

Südamerika war ein modernes Gebiet geworden, in vielen Hinsichten moderner als das alte Europa. Der wirtschaftliche Aufschwung war ungewöhnlich, und ihm entsprach eine Steigerung des politischen Selbstgefühls. Auf der anderen Seite brachte die Weltwirtschaftskrise den Vereinigten Staaten einen schweren Rückschlag, der nicht nur auf die Wirtschaft beschränkt blieb. Der grenzenlose Optimismus, der Glaube, daß alles in „Gottes eigenem Lande“ wundervoll und nachahmenswert sei, die politische Macht, die auf unerschöpflicher Kreditbereitschaft beruhte; alles das war zerbrochen. Während das Tempo des wirtschaftlichen Aufschwunges in Südamerika trotz, vielleicht gerade wegen der schweren Krise sich beschleunigte, verlangsamte es sich in Nordamerika, ja wurde sogar rückläufig. Endlich begannen die großen Gegensätze zu schwinden.

Ein neuer Mann war in Washington Präsident geworden, Roosevelt, und er brachte neue Methoden mit. An die Stelle der „Dollardiplomatie“ trat die „Politik der guten Nachbarschaft“. Sie enthielt den formellen Verzicht, sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen amerikanischen Landes zu mischen, selbst wenn der Schutz eigener wirtschaftlicher Interessen den Vorwand abzugeben schien. Das bedeutete den Verzicht auf den Zusatz in der Verfassung von Kuba, daß die Vereinigten Staaten das Recht haben sollten, jederzeit zur Wahrung ihrer Interessen Truppen auf Kuba zu landen (das sogenannte Platt Amendment), das bedeutete die Zurückziehung der Truppen aus Nicaragua und Puerto Rico, das bedeutete völlige Umstellung der amerikanischen Außenpolitik.

Die Südamerikaner haben die neuen Grundsätze, die zuerst 1933 auf einer panamerikanischen Konferenz in Montevideo vom Staatssekretär Hull verkündet wurden, mit Zweifel angehört. Sie waren auch nicht überzeugt, als bei der nächsten panamerikanischen Konferenz 1936 in Buenos Aires Roosevelt persönlich anwesend war und mit seinen Worten die neue Politik bekräftigte. Sie blieben mißtrauisch, als auf der nächsten Konferenz 1938 in Lima die Nordamerikaner mit sehr weitgehenden Vorschlägen herausrückten. Wir können nachträglich sagen, daß sie nicht das nötige Zutrauen zu ihrer eigenen Bedeutung gewonnen hatten, und daß sie nicht erkannten, wie sehr die neue nordamerikanische Amerikapolitik nicht auf leeren Versprechungen oder dem Bestreben nach Überlistung, sondern auf der Anerkennung des neuen Wechselverhältnisses beruhte.

Nordamerika wuchs aus seiner Isolierung heraus. Überall bildeten sich neue politische Gebilde größten Ausmaßes. Die Menschheit begann, „in Erdteilen zu denken“, wie das neue Schlagwort hieß. Im Hintergrund ballten sich die Wolken des zweiten Weltkrieges zusammen. Die Japaner strebten das großsasiatische Weltreich an, die Sowjets befestigten das über halb Asien reichende Reich, der

Nationalsozialismus träumte von der „Neuen Ordnung“ in Europa. Die Vereinigten Staaten erkannten, daß sie den heranziehenden Stürmen nur gewachsen sein würden, wenn Amerika einig und geschlossen dastünde. Kein Opfer erschien zu groß, um dieses Ergebnis zu erreichen.

Heute haben die ibero-amerikanischen Länder mit insgesamt 160 Millionen Einwohnern die Vereinigten Staaten überflügelt. Wenn sich auch ihre Industrie nicht mit der des Nordens vergleichen läßt, so sind sie doch als Rohstofflieferer unentbehrlich. Wie sehr sie das waren, das zeigte sich allerdings erst, als unerwartet die Vereinigten Staaten sich 1942 von ihrer bisherigen Rohstoffquelle Südasien abgeschnitten fanden. Noch wichtiger fast wurde die strategische Lage.

Im 19. Jahrhundert herrschte die Seemacht vor. Da erfolgte ein möglicher Angriff über das Meer mit Hilfe der Kriegsflotte. Dagegen gab es kaum eine sichere Abwehr. Dafür war die Einwirkung auch auf die Küste selbst beschränkt. Die weltbeherrschende Seemacht war England, und nur wenn dieser Staat in den Krieg eintrat, entstand eine Gefahr. Seit dem Washingtoner Flottenabkommen des Jahres 1922 war auch diese rein theoretische Gefahr gebannt, indem das Kräfteverhältnis beider Kriegsflotten ausgeglichen wurde. Inzwischen hatten sich jedoch grundlegende Änderungen in der Kriegführung ergeben. Die Luftwaffe hatte die Führung übernommen. Es ist — oder war wenigstens bis heute — nicht möglich, Angriffe über einen breiten Ozean hinweg zu unternehmen. Es gehören zum Luftkrieg ausgebaute Basen in der Nähe des Angriffszieles. Für Nordamerika ergeben sich daraus zwei verwundbare Stellen, eine fast rein theoretische im Norden über die Eiswüsten Kanadas und Grönlands hinweg, also gewissermaßen über den Nordpol, und die andere im Süden.

Unter keinen Umständen kann Nordamerika es mehr dulden, daß sich im Süden ein möglicher Gegner festsetzt, ja, nur politische Freundschaften schließt, die die Möglichkeit einer Bereitstellung von Luftstützpunkten einschließt. Im Gegenteil müssen die Vereinigten Staaten alles daransetzen, den gesamten amerikanischen Erdteil zu einer einzigen politischen und militärischen Abwehrstellung auszubauen. Der Begriff des Panamerikanismus, also der Anerkennung der rein geographischen Verbindung der 21 Republiken, genügt nicht mehr. Die Einheit muß vertieft und gefestigt werden. Das ist der Kern des neuen Begriffs der Westlichen Hemisphäre.

In Lima schlug Staatssekretär Hull vor, daß alle amerikanischen Republiken ein Bündnis eingehen sollten in dem Sinne, daß ein Angriff auf irgendeinen amerikanischen Staat durch eine außeramerikanische Macht automatisch als Angriff gegen alle amerikanischen Länder angesehen werden sollte und zur Kriegserklärung aller Amerikaner an den Angreifer führen müsse. Was die Südamerikaner abstieß und was schließlich auf Grund eines Antrages von Argentinien abgeändert wurde, war das Wort „automatisch“. Es ist interessant, daß hier zum ersten Male ein Begriff aufgelockert wurde, der bisher die Grundlage des Völkerrechts, ja, der großen Politik überhaupt war, und der sich inzwischen auf der ganzen Erde als fragwürdig erwiesen hat, der Begriff der „Souveränität“.

Eine neue Zeit dämmert herauf. Der Staat ist nicht mehr der Inbegriff des Rechts, nicht mehr die letzte Instanz, nicht mehr der oberste Hüter aller Werte einer Nation. Die Staatsraison kann nicht mehr ausschlaggebend sein für das

Verhalten einer Nation. Die Völkergemeinschaft steht höher als der einzelne Staat. Bevor dieser Gedanke in der Organisation der Vereinten Nationen verwirklicht werden konnte, haben die amerikanischen Völker sich mit dieser Frage beschäftigt. Präsident Roosevelt hat im Kriege die Formel gebraucht, daß die Zeit der „Unabhängigkeit“ der einzelnen Staaten vorbei sei, daß die Zeit der wechselseitigen Bindung angebrochen wäre. Im Englischen gebrauchte er die beiden Begriffe der Independency im Gegensatz zur neuen Interdependency.

Wir sahen, wie sich noch im Jahre 1947 eine Großmacht gewehrt hat, ihre Souveränität einschränken zu lassen, als es galt, die ganze Welt der Atomkontrolle zu unterwerfen. Können wir es dann den Südamerikanern verdenken, wenn sie 1938 an ihrer Souveränität festhielten? Als es 1941 nach Pearl Harbour zum Krieg der Vereinigten Staaten mit den Achsenmächten kam, bestand kein automatischer Beistandspakt. Deswegen konnten Argentinien und Chile auf der Konferenz der amerikanischen Außenminister in Rio de Janeiro Januar/Februar 1942 den sofortigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit den Achsenmächten ablehnen, den alle übrigen amerikanischen Republiken beschlossen. Chile ist erst ein Jahr, Argentinien zwei Jahre später dem Beispiel der anderen amerikanischen Republiken gefolgt, wobei jedesmal die Freiheit der Entschließung auf Grund der uneingeschränkten Souveränität und die volle Berücksichtigung der eigenen Interessen, also das volle Auswiegen der Staatsraison betont wurde.

Vergleichen wir damit den Verteidigungspakt, der diesmal in Rio geschlossen wurde, so erkennen wir den ungeheuren Fortschritt, der erzielt wurde. Es ist mehr abgeschlossen worden als ein Bündnis. Eine neue Macht ist aus der Taufe gehoben worden, zwar nicht die Vereinigten wohl aber die Vereinten Nationen von Amerika. Die amerikanischen Republiken — es fehlten nur Ecuador und Nicaragua, weil deren Regierungen nicht als verhandlungsfähig anerkannt wurden, deren Beitritt jedoch außer Frage steht — haben auf einen wesentlichen Teil ihrer Souveränität verzichtet. Das gilt nicht nur für die ibero-amerikanischen Länder. Bisher konnte nur der nordamerikanische Kongreß einen Krieg erklären. Jetzt müssen die Vereinigten Staaten automatisch in den Krieg treten, wenn irgend ein amerikanisches Land angegriffen wird. Das mag zunächst theoretisch klingen, bedeutet jedoch verfassungsmäßig einen völligen Wandel. Wird er die gesamte amerikanische Außenpolitik erfassen?

Die Monroeoktrin enthielt den Grundsatz, den George Washington seinen Landsleuten mit aller Eindringlichkeit eingeprägt hatte, sich nicht in die europäischen Angelegenheiten zu mengen. Noch viel stärker vertraten die Südamerikaner den Standpunkt, daß sie keine Veranlassung hätten, sich in die Angelegenheiten von Völkern zu mischen, denen sie nicht nur einen starken Anteil an der blutsmäßigen Zusammensetzung ihrer Bevölkerung, sondern darüber hinaus auch den Aufbau ihrer Wirtschaft und ihrer Volkserziehung verdankten. Künftig würde etwa ein Angriff auf das von nordamerikanischen Truppen besetzte Gebiet in Deutschland genügen, um alle amerikanischen Republiken automatisch, also ohne Prüfung der eigenen Interessen, zur Kriegserklärung an den Angreifer zu zwingen. Das Beispiel ist nicht von mir gewählt, sondern auf der Konferenz von Rio de Janeiro lang und breit diskutiert worden.

Im zweiten Weltkrieg haben nur die Brasilianer eine Truppenmacht zur Teilnahme an den Kämpfen nach Europa entsandt. Zwei ihrer Divisionen waren

an der italienischen Front eingesetzt. In einem künftigen Kriege würde die Beteiligung laut Absprachen wesentlich stärker ausfallen. Die dazu notwendigen Vorbereitungen werden heute schon getroffen, angefangen mit der Angleichung der Bewaffnung und der Ausbildung. Damit wird die Westliche Hemisphäre eine geschlossene militärische Macht von 300 Millionen Menschen, auch in den Zeiten der bewaffneten Kontinente eine erstaunliche Machtfülle. Der militärische Wert der einzelnen Nationen mag verschieden sein, ihre Wirtschaftskraft noch mehr. Unter der Führung der Vereinigten Staaten und mit deren technischer Ausrüstung ist die Westliche Hemisphäre wohl jeder nur denkbaren feindlichen Verbindung überlegen.

Ist mit dem Rio-Abkommen wirklich eine geschlossene Macht geschaffen worden? Zwei Bedenken bleiben bestehen: ist eine innere Einheit getornt worden, die der äußeren entspricht, und gegen welchen möglichen Feind soll die Zusammenfassung wirksam werden können? Zweifellos haben sich die geistigen Gegensätze abgeschliffen; es wäre jedoch Selbsttäuschung, sie abzuleugnen zu wollen. Nordamerika arbeitet mit Nachdruck daran, eine Angleichung herbeizuführen. Tausende von Studenten, Lehrern, Ärzten, Soldaten und Politikern, aber auch Wirtschaftler, Arbeiter und Techniker werden alljährlich in die Vereinigten Staaten eingeladen. Täglich wird in Tausenden von Filmtheatern der amerikanische Film vorgeführt, der für den nordamerikanischen Lebenszuschnitt wirbt. Es bleibt die Fremdheit, die aus anderer Blutmischung, anderer Geschichte und anderer Erziehung erwächst. Was wichtiger ist, ist die andersartige Einstellung zu den großen Fragen des öffentlichen Lebens, zu Staat und Wirtschaft und Politik. Dabei wird die Frage brennend, gegen wen der neue Pakt gerichtet ist.

Während des Krieges kämpfte die nordamerikanische Politik in Südamerika unter dem Stichwort des Kampfes gegen den „Faschismus“, woraus sich das enge Bündnis der demokratischen Parteien mit den Sozialisten und Kommunisten ergab. Dieses Bündnis ist durch die Entwicklung der Weltpolitik gesprengt worden. Heute richtet sich die nordamerikanische Politik gegen den Bolschewismus, wie das aus den Verhandlungen in Rio deutlich ersichtlich war. Der argentinische Präsident Perón, der eine Zeitlang von Washington scharf kritisiert wurde, war durch seinen Außenminister Bramuglia vertreten und gilt heute als festeste Stütze der antibolschewistischen Politik Südamerikas. In Chile sind die Kommunisten aus der Regierung ausgeschieden, und Chile hat die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion, zu Jugoslawien und zur Tschechoslowakei abgebrochen. Liegt in dieser Verbindung von Innenpolitik und Außenpolitik jedoch nicht auch eine Gefahr?

Ibero-Amerika befindet sich in einer großen geistigen Krise. Das Tempo, mit dem es den technischen und wirtschaftlichen Vorsprung des Nordens aufzuholen versucht, bedingt eine tiefreichende soziale Umwälzung, die an der Haltung der breiten Massen nicht spurlos vorübergeht. Heute stimmen die Nationalisten, die gegen die „antifaschistische“ Formel des Weltkrieges mißtrauisch waren, nicht weil sie selbst Faschisten waren, sondern weil die Kommunisten unter dieser Formel versuchten, alle rechtsstehenden Bewegungen auszuschalten, der nordamerikanischen Politik zu, da sie die innerpolitische Gefahr sehen. Genügt dieses taktische Verhalten auch im Falle einer wirklich ernsten Krise?

Über den Nachruhm*)

Ist auch alles nur Theater,
jeder dünkt sich doch Gottvater
und wirklich fehlt nur um ein Haar,
ist er's sogar.

Christian Morgenstern

Im Jahre 1779 begleitet Charles Buonaparte seine beiden ältesten Söhne von Korsika nach Frankreich, um sie dort erziehen zu lassen. Seit wenigen Jahren erst gehört die Heimatinsel dem französischen König, der dank der Vermittlung von einflußreichen Freunden des Vaters Buonaparte dessen zweitältestem Sohne Napoleon einen Freiplatz in der königlichen Militärschule in Brienne zugestanden hat. Vater und Sohn sprechen ein schlechtes Italienisch, meist die davon abgeleitete korsische Mundart miteinander, und noch beherrscht Napoleon kein Wort der französischen Sprache. Die ersten Monate nach Betreten französischen Bodens dienen deshalb dazu, wenigstens in rohen Begriffen die neue Sprache zu erlernen, deren sich der junge Militärschüler in Brienne aber nur sehr mangelhaft, ja stotternd bedienen kann und die er bis zu seinem Tode nicht einwandfrei beherrschen lernt.

Napoleon tritt als Stipendiat in Brienne ein, was zur Voraussetzung hatte, daß der amtlich beglaubigte Nachweis, der Vater sei außerstande, seinen Sohn auf eigene Kosten erziehen zu lassen, erbracht worden war. Ach, Napoleon weiß selbst zu gut, daß die Familie arm, sogar sehr arm ist. Und viele Jahre später lächelt er nicht unwillig über die Versuche seiner Hofschreiber, diese Armut zu vertuschen. Doch als seine Mutter Lätitia, die einst in der Tat vorzeitig von einem Kirchgang nach Hause zurückkehrte, um einen Sohn zu gebären, hörte, sie habe in der Eile das Kind auf einem Teppich zur Welt gebracht, der Helden der alten Sage und insbesondere der Ilias darstellte, da lacht sie und versichert, daß die Buonapartes in Korsika nie einen Teppich besessen hätten, geschweige einen mit sinnbildlicher Darstellung.

Diese Armut bedrückt Napoleon besonders empfindlich auf der Militärschule in Paris, wo es nur eine verschwindend kleine Anzahl von Stipendiaten gibt, während die meisten Schüler Söhne großer französischer Familien sind. So versucht er durch großrednerische Ausführungen seine Armut zu vertuschen, was ihm nicht gelingt, da er dafür noch zu linkisch und sein Französisch noch viel zu schlecht ist. Auch seine Orthographie ist mangelhaft, was er durch bewußt unleserliche Schrift zu überblenden versucht. Schließlich schämt er sich seines Vornamens Napoleon, der in Frankreich unbekannt und sogar in Korsika ungewöhnlich ist. Ein klingender Vorname, etwa Alexander, wäre ihm lieber. Das drückt ihn sogar noch später als Ersten Konsul, und nun, als er die unterste Sprosse zur Überflügelung all derer, die je und je über ihm standen, er-

*) Redaktion und Verfasser sind sich darüber einig, daß hier keineswegs ein umfassendes Bild Napoleons gegeben, sondern lediglich ein Wesenszug des Kaisers herausgestellt werden soll, der in der Geschichtsschreibung bisher zu wenig beachtet worden ist.

klommen hat, denkt er ernstlich daran, ihn abzulegen. Doch seine Brüder Joseph und Lucien raten ihm ab und versichern, „Napoleon“ klinge für das französische Ohr imposant, ja geradezu majestätisch und vor allem ausgefallen und erinnere an große Namen wie Paleologue und andere einst ausländische Dynasten, und nicht zuletzt sei es propagandistisch nicht unwichtig, daß er der einzige Mann in Frankreich sei, der diesen Namen trage. Die Brüder behalten recht und Napoleon seinen Namen. Nur wird jetzt aus dem italienischen Buonaparte das französische klingende Bonaparte.

Aber auf der Militärschule drückt ihn all das, wie gesagt, noch sehr. Und die Armut, die mangelhafte Sprache, das linkische Auftreten, die Abstammung von einer kleinen Familie und schließlich der komische Vorname entwickeln in dem Stipendiaten Napoleon ein seltsames Gefühl gegenüber den „anderen“, vor allem den Montmorencys und ähnlichen großen Namen, das dem Gefühl des Neides und dem Willen zur Rache am Schicksal nahesteht. Sein eingeborener Trotz befiehlt ihm, nun alles daran zu setzen, jetzt erst recht eine Rolle zu spielen; früh übt er sich in Schauspielermäztchen und Notlügen, die diesen Weg pflastern. Aus diesem Grunde sind bald die umlaufenden revolutionären Ideen höchst willkommen, und sie werden übernommen, solange sie geeignet erscheinen, ihn auf die Bühne des Zeitgeschehens zu bringen, und sie werden verdammt und verfolgt, sobald sie ein Mittel werden könnten, ihn von dieser Bühne wieder abtreten zu lassen.

Es mag symbolisch sein, daß der Beginn seiner Laufbahn in Brienne durch einen kleinen Schwindel, eine Notlüge wenn man will, gekennzeichnet ist. Lange hatte der Vater um das Stipendium gekämpft und gebettelt, und als er es endlich erhielt, da hatte sein Napoleon das für die Aufnahme vorgeschriebene Alter schon um ein gutes Jahr überschritten. Kann man es dem sorgengeprüften Vater verübeln, daß er als Geburtsdatum seines Sohnes den 15. August 1769 angab, ein Datum, das sich auch in einer später veröffentlichten Taufurkunde als Geburtstag findet, während es in Wirklichkeit der 7. Januar 1768 gewesen sein soll, die Historiker sich hingegen auf den 15. August 1768 geeinigt haben. Später verstärkt Napoleon diese Verwirrung. Als er Josephine heiratet, gibt er an, am 5. Januar 1768 geboren zu sein, aber jetzt schwindelt Josephine ganz offen, die für sich das Jahr 1767 nennt, obwohl sie schon 1763 das Licht der Welt erblickte. Doch zum Großmeister des „corriger la fortune“ — diesmal aber post festum — wird er erst in seinen letzten, ausklingenden Lebensjahren auf St. Helena, als er Seite um Seite diktiert, um die Geschichte seiner Zeit so zu schreiben, wie er wünschte, daß sie gewesen wäre ...

Dank den revolutionären Ideen, die er so früh als für sich nützlich erkannte, avanciert Napoleon als junger Offizier recht schnell zum General, der durch seine Beteiligung an den Vendémiaire-Ereignissen sogar rasch bekannt wird. Dabei ist sein Ehrgeiz als wichtiger Motor für seinen Lerneifer nicht zu übersehen, wodurch es gelungen war, seiner Intelligenz ein solides Wissensfundament zu verschaffen. Doch noch fehlt die Anerkennung der Welt oder dessen, was damals für ihn die Welt bedeutet. Der königliche Hof und die aristokratischen Salons sind durch die Revolution längst hinweggespült, aber die leitenden Revolutionäre, die nun die Tröge reichlich nutzen, haben sich eine

neue gesellschaftliche Welt, einen neuen Ton und einen neuen Stil geschaffen. Von nahe betrachtet ist zwar nicht viel Neues daran, das Alte ist lediglich etwas vereinfacht, verbilligt und umgeschichtet und wohl auch etwas libidinöser geworden.

Zu einem Hauptnutznieser dieser Zeit, Barras, hat Napoleon gute Beziehungen. Mag Barras den jungen General korsischer Abstammung auch vorsichtig behandeln, warum soll er ihn nicht bei Frau von Beauharnais, einer seiner abgelegten Freundinnen, einführen? Das ist eine attraktive Frau, die auf einer Insel jenseits des Ozeans zur Welt kam, in königlicher Zeit mit einem Hauptmann von Beauharnais, der sich gerne Vicomte nannte, verheiratet und wieder geschieden war und nun eine große Tagesrolle, materiell und geistig immer über ihre Verhältnisse lebend, spielt, wobei sie sich nach revolutionärer wie persönlicher Zweckmäßigkeit Vicomtesse de Beauharnais, Witwe Beauharnais oder nach ihrem Mädchennamen schmucklos Madame Tascher nennt, um schließlich ganz schlicht mit ihrem Vornamen Josephine in die Weltgeschichte einzugehen.

Der bei ihr eingeführte Revolutionsgeneral macht mit seiner unscheinbaren Figur, seiner schlechtsitzenden Uniform, seinen dreißig Jahren, seiner Unbeholfenheit, seinem mangelhaften Französisch, seiner offenkundigen Un erfahrenheit, um nicht zu sagen: säuerlichen Unschuld auf Josephine gar keinen Eindruck. Aber das ist kein Grund, ihn nicht etwas „anlaufen“ zu lassen, nett zu ihm zu sein, ihm hin und wieder einen vielsagenden Blick zuzuwerfen und ihn durch die gutsitzende dünne Robe aus weißem indischem Mousselin ahnen zu lassen, „welch vortreffliche Plastik dahinter lebt — denn er ist doch ein männliches Wesen, das sich zudem noch um die junge Republik verdient gemacht hat. Und sogleich erliegt er, der in allen außerschulmäßigen Dingen tatsächlich unerfahrene General, dieser sinnlich reizvollen Kreolin, in deren Armen und deren Schoß schon so manch einer liebevolle Zuflucht oder zeitbedingte Abwechslung gesucht und gefunden hatte. Aber mit dem Erliegen ist es nicht getan, Napoleon suchte keine vorübergehende Zuflucht, noch weniger eine Abwechslung, sondern das endliche Heraustreten aus seiner vermeintlichen Zurückgestelltheit, er sucht das große Erlebnis und dessen Erfüllung bei einer „feinen Dame“. Mit animalischer Vehemenz bestürmt und stürmt schließlich sein südändisches Temperament die Heißumworbene, und der linksche junge Mann entgeht bei solcher Liebesfanfare einer hoffnungslosen Lächerlichkeit nur dadurch, daß sein Geniewahnsinn hier deutlich sichtbar zum erstenmal durchbricht, um ihn weit über sich hinaus in höhere Sphären zu reißen und aus ihm einen richtigen klassischen Liebhaber zu machen.

Schon einmal war er verlobt, aber die sechzehnjährige Schönheit, ließ ihn sitzen. Das war Désirée-Eugenie Clary, die Tochter reicher Eltern aus Marseille. Sein Bruder Joseph hatte sein materielles Glück schon durch die Ehe mit der älteren, wenig hübschen Schwester Julie Clary gesichert. Napoleon aber hat kein Glück, da die Eltern nicht an die weitere Karriere des fünfundzwanzigjährigen Generals glauben. Später heiratet Eugenie den General Bernadotte und wird 1823 zur Königin Desideria von Schweden gekrönt. Natürlich war der verschmähte Napoleon verletzt, und er wollte bei Josephine die Liebe erzwingen.

Bald häufen sich bei ihr die aus dem Felde geschriebenen leidenschaftlichsten Liebesbriefe, gestammelt, geschrien, flehend und schimpfend, Liebesbriefe von einzigartiger Schönheit, die jedoch die Frage aufwerfen, ob die Liebe nicht doch eine Krankheit ist — zumal die angebetete Empfängerin sie kaum liest, erst recht nie beantwortet und, obwohl eines Abends um 10 Uhr wenigstens ganz schnell mit Napoleon standesamtlich getraut, ihre Zeit in Paris in den Armen vieler anderer ergötzlich verbringt. Das weiß Napoleon, aber die Briefe schreibt er trotzdem, denn er schreibt sie im Grunde für sich, an sich und — aus dem Unbewußtsein kriecht es schon empor — für seinen Nachruhm. Noch oft wird auch er sich um die Gunst anderer Frauen bewerben, aber er wird es nie lernen, mit Frauen wirklich umzugehen, eine wechselseitige Wirkung auszulösen — weil er immer nur an sich denkt. Im tiefsten verachtet er die Frau als etwas Untergeordnetes, sogar Niedriges. Nie wird er sich bei einer Frau einen Rat holen noch geben lassen, und bei Hofe duldet er sie lediglich als Staffage seiner steifen Feste, die sich nach dem Zeremoniell des französischen Königshauses richten. Seine ganz unfranzösische Unhöflichkeit wird sprichwörtlich. „Eine nette Zeit für Sie, solange Ihr Mann im Kriege ist“, sagt er zu einer schönen Frau, und eine Gruppe älterer Herren speist er auf einem Empfang mit der Bemerkung ab: „Na, Sie haben doch nicht mehr lange zu leben“, was Graf Chaptal zu der Bemerkung veranlaßt: „Noch als General hatte Napoleon den Ton eines schlecht erzogenen Leutnants“.

Viele Jahre später erhält Josephine wieder einmal eine Flut schönster Liebesbriefe, nicht weil ein neues Feuer bei Napoleon ausgebrochen ist, sondern lediglich, weil der Kaiser zu dieser Zeit eine flüchtige Erfüllung seiner Sehnsüchte in den Armen der Gräfin Maria Walewska findet, die ihm sogar einen Sohn schenken wird ...

*

Inzwischen ist Napoleon nach seinem großen Erlebnis mit der ersten „feinen Dame“ über manche amouröse Tändelei schon bei der Gräfin angelangt, aber er wird keine Ruhe geben, bis nicht die Tochter eines alten Herrscher-geschlechtes, nicht irgendeines, sondern gleich des Hauses Habsburg, bis also die leibhaftige Tochter des letzten römischen Kaisers deutscher Nation das Bett mit ihm teilt. Da mögen die Montmorencys und wie sie alle heißen, die auf der Militärschule in Paris so vornehm taten, einmal aufhören, ja da mag sogar der übervornehme Herr von Talleyrand, der hinkt und ein Scheusal ist, aber soviel von Frauen versteht, daß „er in jeder Tasche eine hat“, und immer in den Armen vieler schöner Frauen, aber wie er selbst sagt, nie in den Händen auch nur einer einzigen zu finden ist, zum Staunen kommen. Der aber staunt gar nicht, da er diesen politischen Handel, denn etwas anderes ist diese Ehe nicht, höchstpersönlich mit seinem Freunde, dem Fürsten Metternich, in der Hoffnung eingefädelt hat, auf diese Weise seinen unersättlichen Herrn zum Frieden in Europa zu zwingen.

Doch auch die Unterwerfung der jungen Habsburgerin bringt den Schlachtenhungrigen und Ruhmdürstigen nicht zur Ruhe, er wühlt weiter, bis er alles verspielt. In seiner letzten in der Verbannung verbrachten Lebensstunde flüstert er noch einmal, Rückschau auf sein Leben haltend, den Namen seiner Frau. Es ist nicht der irgendeiner Frau, der er einmal begegnete, es ist nicht der der

schönen Gräfin Walewska, die ihm einen Ring mit der Devise geschenkt hatte: „Wenn du aufhörst, mich zu lieben, vergiß nicht, daß ich dich liebe“, die ihn also mit der ganzen Liebe, deren eine Frau fähig ist, liebte, einer Liebe, der er sich unwürdig gezeigt hat, es ist auch nicht der seiner Frau, der Kaisertochter, die sich ihm aus politischen Gründen unterwerfen mußte und die ihn folgerichtig verläßt, als diese Gründe entfallen waren, sondern es ist immer noch der Name — Josephine. Er hatte sich längst von ihr scheiden lassen, und seit Jahren ist sie tot, aber ihre zweideutige Sinnlichkeit und die Tatsache, daß sie sich als „Vornehme“, sogar als Aristokratin — obwohl sie nur aus dem Vorwerk der Aristokratie stammte — ihm hingab und so den Bann, der ihn gefesselt hielt, gebrochen hatte, das hat er auch jetzt, beim letzten Atemzuge, nicht vergessen.

Diese ichbezogene Beurteilung und Auswahl der Menschen zeigt sich auch in der Auswahl seiner höheren Beamten und Militärs. Er liebt jene, die unschwer auf ihre eigene Meinung verzichten können oder, noch besser, tatsächlich keine haben. Daher die Vorliebe für junge Menschen, die sich leicht begeistern lassen, die abenteuerlustig und ehrgeizig und weder blutmäßig durch Tradition noch durch Erfahrung gehemmt sind. Er benötigt in seiner Umgebung jubelnde Ja-Sager, die seine wildesten Pläne gutheißen und ihn zur Befriedigung ihres Ehrgeizes zu neuen ermuntern. Schon 1797 prophezeite ihm sein Kamerad François de Sacy de Clisson „den Thron oder das Schafott“.

Als Napoleon als Sieger das Schlachtfeld von Austerlitz überblickt, zählt er sechsunddreißig Jahre, seine Marschälle Davout fünfunddreißig, Soult und Lannes sechsunddreißig, Bessières und Mortier siebenunddreißig und Murat achtunddreißig. Zwei Jahre später, 1807, schreibt Fürst Metternich: „Der Älteste all derer, die im französischen Außenministerium etwas zu sagen haben, zählt noch keine dreißig Jahre.“ Jugend ist Trumpf, Selbstzweck und Verdienst. Soweit ältere Jahrgänge nicht zu umgehen sind, werden die geistlosen und deshalb verwegenen Typen oder von den Schläuen die Charakterlosen bevorzugt. Nichts erscheint Napoleon verdächtiger, nichts ist ihm unsympathischer als selbstverständliche Würde, ausgeprägte Persönlichkeit, kurzum, wie man sagte, der echte Grandseigneur. Er findet sich mit ihnen nur ab, wenn es ihm gelingt, diesen Typen das Rückgrat zu brechen, sei es auch nur in der Form der materiellen Beteiligung an geraubten Gütern.

Doch dann ärgert ihn immer noch so vieles, was er selbst eben von Hause nicht mitbrachte. Dazu gehört beispielsweise die Lust und Liebe am Essen. Oft versucht er sich in dieser Kunst, aber vergeblich, und er schlingt in Eile weiter. Aber dieser Talleyrand verschwendet Stunden darauf und versteht es, bei allen Gerichten feinste Unterschiede herauszuspüren, um so seinen Genuß zu erhöhen. Läßt er sich nicht von dem Gutshof d'Estouville bei Meaux die ganze Septemberproduktion des Brie-Käses reservieren, weil die Milch der Wintermonate dem Käse nicht mehr ganz den spielerisch-vielseitigen Charakter verleiht? Und nennt er ihn nicht den König der Käse, um später einmal hinzuzufügen, er sei der einzige König, dem er die Treue gehalten, da er unwandelbar gütig und maßvoll geblieben und niemals übergeschnappt sei?

So etwas ist unfassbar für Napoleon, der inzwischen bei dem großen Schauspieler Talma Unterricht in kaiserlicher Pose nahm, und da zieht er Murat, den Gastwirtssohn aus der Gascogne, den wilden Reiter und Draufgänger mit seiner

parvenühaften Angeberei und seinem fehlenden Charakter bei weitem vor. Bei dem ist nichts kompliziert, er gibt einem keine Rätsel auf und befriedigt den kaiserlichen Sinn für Pomp, Aufmachung und die Optik der Würde durch die Erfindung immer neuer, strahlender Uniformen, wenn auch manchmal so strahlend, daß er wieder nach Hause geschickt werden muß, weil er „aussieht wie der Zirkusreiter Franconi“. Ihm wird die Schwester Caroline angetraut, und er wird Großherzog von Berg und Cleve und König Joachim I. von Neapel — allerdings auch 1815 in Kalabrien erschossen. Mögen all diese jungen Männer unmoralisch sein, mögen sie unterschlagen, plündern, schieben, vergewaltigen, mißhandeln und morden, Hauptsache ist: sie gehorchen bedingungslos! Die leichte Kavallerie versteht es in dieser Hinsicht am besten, und sie hat bei der Vergebung von Stabsposten stets den Vorzug vor der Infanterie und avanciert fast so schnell wie die eigenen Familienmitglieder, die Freunde der Marschälle und jene Unzähligen, die den Liebesdrang der Schwester Pauline befriedigen.

Diese napoleonische Einstellung zu den Menschen hat ebenso wie die Taktik der Menschenführung System: das System des Kasernenhofes, dem er alles verdankt. Dort wird nicht nuanciert, nicht widersprochen, nicht auf Charakter, sondern auf geistloses Nachbeten oder scheinheilige Unterwerfung gesehen, dort blüht der heilige Egoismus, die Feindschaft gegen jegliche Kultur, das Lob der Zivilisation, zumal wo sie hilft, andere Menschen mit immer teuflischeren Mitteln zu töten, und dort wurde als untrügliches Mittel der Menschenführung der Sadismus geboren. Dort lernt man auch, wie man Menschen schamlos ausnutzen und durch geeignete Herabsetzung vor anderen kleinhalten kann. Aus der gleichen Quelle stammt die Sucht, alles verächtlich oder lächerlich zu machen, was man nicht versteht oder nicht besiegen kann. Napoleon scheut sich nicht, höchstpersönlich verunglimpfende Zeitungsartikel gegen die Engländer zu inspirieren, weil er mit seiner Truppe nicht auf die Insel kann und diese „Erbärnlichen“ dazu noch bei Trafalgar seine schöne, allerdings nicht nach seestrategischen, sondern nach kaiserlichen Überlegungen eingesetzte Flotte vernichten. Es ist ja auch seltsam für die Grande Armée, daß der englische General Sir Thomas Picton am 27. Juni 1813 bei Sauron im blauen Schoßrock, einen Zylinderhut auf dem Kopf und einen Regenschirm in der Hand, in die Schlacht gegen den Marschall Soult reitet. Aber noch seltsamer erscheint es bald dieser Armee, daß diese Engländer, denen jede militärische Draperie abgeht, letztlich die Gewinner bleiben.

Nun sind die Auswirkungen der Kasernenhofschule — und das wird die Weltgeschichte an Napoleon kräftig beweisen — sehr verschieden, wenn ein ehrgeiziger, mittelloser, hochintelligenter Korse sie absolviert oder ein Franzose, dessen Vermögen, zu herrschen und zu gehorchen, durch die Tradition auf einen ausgleichenden Nenner gebracht wurde.

Der Einzige, der in seiner Umgebung das Format hat, diese Grundlagen zu erkennen, das ist der unermüdliche Hüter des eigentlichen Herdfeuers Frankreichs, Talleyrand. Ihm ist reichlich Gelegenheit gegeben, Napoleon kennenzulernen. Er wird von ihm gelobt und getadelt, umworben und zurückgestoßen, zum Fürsten gemacht und mißhandelt, ohne je seine Haltung und sein Ziel zu

verlieren. „Napoleon gefällt sich darin“, so stellt er fest, „diejenigen, die er sich großzieht, ständig zu beunruhigen, zu ducken und zu verwirren.“ „Weil“, so fügt Madame de Rémusat hinzu, „sein Hauptprinzip darin gipfelt, daß keiner wirklich eifrig ist, der nicht gleichzeitig in ständiger Unruhe gehalten wird“. Aus solchen Gründen wird der ehemalige Bischof Talleyrand gezwungen, sein Verhältnis zu heiraten, und dem auf ganz andere Art ebenso verdienstvollen Großstallmeister Caulaincourt verboten, die von ihm geliebte Frau de Canisy zu ehelichen. Letzteres angeblich, weil es sich um eine geschiedene Frau handelt, aber das just in dem Augenblick, in dem Napoleon selbst sich scheiden läßt. Doch ist das auf dem Kasernenhof nicht auch so, daß derjenige, der die Macht hat und befiehlt, alles darf und die anderen nichts? Muß man seine Gefolgsmänner nicht immer wieder so erziehen und unablässig damit vertraut halten?

Eng damit zusammen hängt das verpflichtende Gesetz, daß nur wahr ist und gilt, was im Augenblick gesagt und behauptet wird, während alles früher einmal Gesagte nie wahr gewesen ist. Wehe dem, der zurückliegende Aussprüche oder Erlasse zu zitieren gewagt hätte! Schon sieben Jahre vor der Revolution beginnt die Liebe Napoleons zu J. J. Rousseau, den er als tiefstehenden Philosophen und großartigen Dichter verherrlicht. Der Kaiser jedoch lehnt ihn als dumm und äußerst langweilig ab, ja, er tadelt seinen verderblichen Einfluß, um immerhin in einer Minute der Selbsterkenntnis Stanislas de Girardin zu bekennen: „Die Zukunft wird lehren, ob es für die Ruhe der Welt nicht besser gewesen wäre, daß weder Rousseau noch ich jemals gelebt hätten.“ Molière findet zu keiner Zeit Gnade vor Napoleon, der mit dieser Ablehnung deutlich verrät, wie amusisch er ist. Genau solange wie Rousseau gelobt wird, als seine Ideen nützlich sind, die eigene Macht zu erringen, wird der Ruf nach Freiheit der Völker und des Einzelnen von Napoleon genährt. Einmal an der Macht, hören diese „Mätzchen“ auf, und das Kasernenhofsystem, wonach es Ordnung nur ohne Freiheit gibt, feiert am Hofe wie im Staate und der Armee Triumph.

Nur nicht ruhen, nur nie stillsitzen, immer handeln und eine Aktion der anderen nachjagen, die Aktion um der Aktion willen, das ist Napoleons Tempo und Betäubungsmethode. Die Hauptstadt seines Reiches ist ihm sowieso ungeheuerlich, der Gedanke, dort ruhig zu regieren, womit man das Jupiterlicht der öffentlichen Meinung nicht dauernd auf sich lenken könnte, verwandelt seinen Traum in einen Angsttraum, und so zieht er das Feldquartier und die Schlachten vor, jenes Element, das ihn vor sich selbst bestätigt und seinen Rausch der Macht frisch erhält. Im Felde setzt sich sein Geniewahnsinn immer wieder durch, und er wächst über alle Erkenntnisse und Möglichkeiten auch des besten Absolventen der Königlichen Militärschule, ja, sogar des erfahrenen Generals hinaus, um durch überraschend großartige Entscheidungen und den Mut, alles auf eine Karte zu setzen, sowie die Menschenverluste nicht zu beachten, das Format eines klassischen Schlachtenlenkers zu beweisen. Inmitten solcher Entscheidungen und übermenschlicher Aktionsfähigkeit überfällt ihn ganz plötzlich Trauer, er weint, seufzt, schreit und wälzt sich stöhnend am Boden, um dann eine Zeitlang geistesabwesend vor sich hinzudämmern. Bald ist er wieder in Aktion und plant neue Feldzüge und Schlachten. Als er den Siegeslorbeer, der in Italien zu pflücken ist, geerntet hat, hält er nach neuen Schlachtfeldern Aus-

schau. In Venedig gewinnt bei ihm der ägyptische Feldzug Gestalt. Dabei geht es nicht um ihn, es geht um Traum, Rausch, Wahn, was er selbst noch vor Erreichung der afrikanischen Küste bekennt: „Noch weiß ich nicht, ob ich nicht Frankreich auf ewig Lebewohl gesagt habe. Ich sehe mich auf dem Rücken eines Elefanten nach Asien reiten, den Turban um mein Haupt geschlungen und in der Hand einen neuen Koran.“ Bei diesem Ausspruch fehlt ebenso wenig der Hinweis auf die Optik der erstrebten Wirkung wie die Sehnsucht, auch noch Religionsstifter zu werden, worauf er später dann doch aus noch nicht geklärten Gründen verzichtet hat. Jedenfalls ist er immer in Bewegung und meist unterwegs. Von den letzten zehn Jahren seiner Herrschaft verbringt er noch keine drei in Paris. „Wie schade“, seufzt Talleyrand, „daß er nicht einmal faul sein kann.“

General Marbot berichtet in seinen Memoiren, wie Napoleon alle Register moralischer Entrüstung zu ziehen verstand, um einen Spionagefall in Paris zu verurteilen, und es kam ihm nicht darauf an, Rußland zu beleidigen. Das geschah, weil der russische Oberst von Tschernitscheff genaue Angaben über Stärke und Standort der französischen Armee in Paris käuflich erworben hatte. Welch gemeine Verletzung des Völkerrechts! Zur gleichen Stunde aber kaufte Napoleons Botschafter beim Zaren, General Lauriston, nicht nur genaue Auskünfte über die russische Armee, sondern die gestochenen Originalkupferplatten, nach denen die Generalstabskarte des moskowitischen Reichs gedruckt worden war. Diese Platten wurden im russischen Staatsarchiv entwendet und trotz ihres ungeheuren Gewichts unbemerkt von St. Petersburg nach Paris transportiert. Das französische Kriegsministerium ließ lediglich die russischen Schriftzeichen ändern und zog viele neue Platten ab, die dann Napoleon seinen Generalen für den beabsichtigten Feldzug nach Rußland zusandte. Die Generale waren nicht wenig erstaunt, als sie damit auch die Karten von Sibirien und Kamtschatka erhielten. Doch wer wollte schon wissen, wohin der kaiserliche Adler zu fliegen gedachte ...

Von seiner Unfehlbarkeit ist Napoleon jederzeit überzeugt. Schon 1795 schreibt er selbstgerecht einem korsischen Landsmann: „Gehe in Dich und achte besonders meine Beweggründe, ich verdiene es, denn sie sind edel und hochherzig.“ Und es dauert nicht lange, bis die Vermessenheit triumphiert, also bis zu jenem Zeitpunkt, von dem ab er von dem Glücksstern spricht und schreibt, „der meine Unternehmungen niemals verläßt“. Manchmal drängt sie sich heran, aber er schiebt sie sogleich beiseite, die Frage nach dem Bestehenkönnen vor einem höheren Gesetz, vor Gott, die Frage nach der echten Wahrhaftigkeit, die aus dem Herzen kommt. Davon will er, wie gesagt, nichts wissen, und so wird er angesichts seiner Macht zum Sündenstifter, so berauscht von sich selbst, daß er nicht mehr zu halten ist. Damit unterliegt er dem naturbedingten Gesetz der Schwere, hier der Schwere seiner Vermessenheit und seines Wahns, und unaufhaltsam stürzt sein Stern und mit ihm sein Volk in die Tiefe.

*

Je tiefer der Stern stürzt, um so mehr umgibt sich der Kaiser mit Schmeichlern, insbesondere solchen, die Pläne vortragen, von denen sie genau wissen, daß sich der Herr und Meister längst für sie entschieden hat: dabei zeichnet

sich der Marschall Victor, der frühere Trommlerbube, vor allen anderen aus. An warnenden Stimmen fehlt es nicht, aber der, den sie angehen, hört sie nicht und will sie nicht hören. Schon 1809 teilt der siebenundvierzigjährige Marineminister Décrès dem fünfunddreißigjährigen Marschall Marmont seine Meinung mit: „Der Kaiser ist verrückt, vollständig verrückt, und er wird uns alle, so wie wir da sind, auf den Kopf stellen, und das Ganze wird in einer fürchterlichen Katastrophe enden.“ 1811 stellt Marmont selbst bereits fest: „Napoleon lebt in einer nicht bestehenden Welt, die von seiner eigenen Einbildungskraft erschaffen worden ist. Er baut in die Luft, er nimmt seine Wünsche für Wirklichkeiten und gibt seine Befehle, als wüßte er nichts von der wahren Lage, und als wären die Tatsachen ihm absichtlich verheimlicht worden.“ Bald zeigt sich das auf dem Schlachtfeld, wo Napoleon beharrlich mit jener Anzahl von Armeekorps rechnet, mit denen er auszog, als wolle er nicht wissen, daß die Korps dezimiert und die Frischausgehobenen ohne Ausbildung, geschweige denn Erfahrung sind. Zu dem Genie des Schlachtenlenkers gesellt sich der Dämon, der alles zerstört. Ist es vermessener Optimismus oder optimistische Vermessenheit, die die kurzfristigen Entscheidungen bestimmen und die Planung auf weite Sicht, den langen Atem ausschalten? Nun muß „das Wunder“ helfen. Hoffnungslos in Rußland geschlagen, keineswegs durch den gar nicht besonders rauhen Winter, sondern durch die Abschneidung seiner Versorgungsbasen, verteidigt er sich noch längst aussichtslos auf französischem Boden, um täglich, immer wieder alles auf eine Karte setzend, das große Wunder zu erwarten. „Dieser große Spieler hatte so viele Wunder erlebt! Er gefiel sich darin, zu wiederholen, daß die kleinste Ursache manchmal die größten Ereignisse hervorrufen könne.“ Zudem glaubt er an seine göttliche Mission. Seit ihm, dem erfolgreichen Usurpator, die Tochter eines Monarchen von Gottes Gnaden einen Sohn geboren hat, ist er überzeugt, daß der Himmel ihm damit bewiesen habe, wie unersetzlich er für die Vorsehung sei, und daß diese nun auch schon dafür sorgen werde, daß er auch aus der scheinbar hoffnungslosen Lage wieder als strahlender Sieger hervorgehen werde. In dieser Verfassung nährt der geringste militärische Tageserfolg seinen Größenwahn, wobei er die dem Fürsten Metternich gegenüber geäußerte Drohung nicht vergißt: „Ich werde die Welt unter Ruinen begraben.“

Vergessen wir dabei nicht, daß die ganz jungen Generale und Marschälle der ersten Stunde inzwischen gealtert sind, und zwar um die doppelten Jahre wie gewöhnliche Menschen, da die Kriegsjahre zweifach zählen. Mit diesem Alter hat sich die unerwünschte Reflexion eingestellt, das Überdenken des Woher, Wohin und Warum. Viele erkennen bestürzt den verhängnisvollen Weg. Einer von ihnen benutzt die letzte Lebensstunde, um den Kaiser zu warnen. Der kaum vierzigjährige Marschall Lannes, dem nach der Verwundung auf dem Schlachtfeld zu Aspern beide Beine amputiert werden, woran er acht Tage später stirbt, läßt Napoleon an sein Sterbebett bitten, um ihm zu sagen: „Dein Ehrgeiz ist unersättlich, er wird dich zugrunde richten. Du opferst ohne Rücksicht und Notwendigkeit die Männer, die dir am besten dienen, und wenn sie sterben, weinst du ihnen keine Träne nach. Du hast nur Schmeichler um dich, und ich sehe keinen Freund, der es wagt, dir die Wahrheit zu sagen. Man wird dich verraten und verlassen. Beeile dich, diesen Krieg zu beenden, das ist

der Wunsch aller. Du wirst nie mächtiger, wohl aber beliebter sein können als heute, Verzeih einem Sterbenden diese Wahrheiten . . . einem Sterbenden, der dich liebt.“ Doch ein Berauschter ist nicht zu warnen! Als andere Marschälle und Generale ihm zu bremsen versuchen, räumt er ihre Bedenken keineswegs mit stichhaltigen Gegenargumenten, sondern mit ehrverletzender Herabsetzung aus dem Wege. „Ich merke schon, daß ihr kriegsmüde seid. Berthier möchte in Grosbois auf die Jagd gehen und Rapp in seinem schönen Pariser Heim wohnen.“ . . . Und dabei wollen diese biederen Haudegen in Wirklichkeit ihr Vaterland nur vor dem Untergang retten. Der Marschall Marmont bekennt später: „Solange Napoleon dachte »Alles für Frankreich«, diente ich ihm mit Begeisterung; als er dachte »Frankreich und ich«, diente ich ihm mit Eifer; als er dachte »Ich und Frankreich«, diente ich ihm ergeben. Erst als er zu denken begann »Ich ohne Frankreich«, habe ich mich von ihm abgewandt.“

Für den Vermessenen trägt an allem, was nicht so geht, wie er möchte, immer ein anderer die Schuld. Als Napoleon, der als Artillerist mit einem Jagdgewehr nicht umzugehen versteht, auf einer Hühnerjagd dem Marschall Masséna ein Auge ausschießt, muß der Marschall Berthier unterwürfig die Schuld dafür übernehmen. Und als er am 22. Juni 1812, seiner Idee von der Präventivkriegführung getreu, den Aufruf an die im Osten aufmarschierte Grande Armée von 600 000 Mann zum Feldzug gegen Rußland erläßt, da ist es dieses böse Rußland, das den Schwur ewigen Friedens mit Frankreich gebrochen hat. Der Verlauf des Krieges wird in diesem Aufruf prophetisch vorausgesagt: „Rußland geht seinem Verhängnis entgegen! Sein Geschick muß sich erfüllen! Sollte es uns etwa für degeneriert halten?“ Und es wird bestimmt, daß der Friede nach dem soeben zu beginnenden Kriege dem Einfluß Rußlands in Europa, den es fünfzig Jahre zu wahren gewußt hat, ein endgültiges Ende bereiten wird. Als sich dann diese Prophezeiung als die eines falschen Propheten erweist — da wird dem Winter die Schuld zugeschoben.

Natürlich war er rechtzeitig vor dem Rußlandfeldzug gewarnt worden. Die sachlichen Überlegungen Caulaincourts ließen ihn sogar einen Augenblick lang unschlüssig werden. Auch Oberstleutnant Ponthon, einer der fähigsten Offiziere der geographischen Abteilung im Generalstab, der mehrere Jahre in Rußland verbracht hatte, wurde vom Kaiser befragt. „Als Ehrenmann, der nur daran dachte, seinem Vaterland zu dienen“, berichtete uns General Marbot, warnte Ponthon vor diesem Unternehmen. Er vergaß weder auf die unermesslichen Weiten zu verweisen, die der Nachschub überwinden müsse, noch den schlechten Straßenzustand hervorzuheben, der nach Regenfällen der Artillerie zum Verderben werden könnte. Insbesondere warnte er vor dem russischen Winter, der jede Kriegsführung unmöglich mache, einem Winter, der oft schon Anfang Oktober mit riesigen Schneemengen beginne. „Als wirklich mutiger Mann fiel Herr von Ponthon, auf die Gefahr, zu mißfallen und seine Karriere zu verscherzen, vor dem Kaiser auf die Knie, um ihn im Namen der Zukunft Frankreichs und des kaiserlichen Ruhmes zu beschwören, von diesem gefährlichen Unternehmen abzusehen, dessen Mißgeschick er voraussagte.“ Der Kaiser hatte ihm zwar in Ruhe zugehört, aber nachher entließ er ihn kühl, ohne sich irgendwie dazu zu äußern.

Napoleon fürchtet nie, von den Tatsachen widerlegt zu werden. Er spürt es in seinem genialen Blut, oder es dringt manchmal sogar bis in sein Bewußtsein, daß derjenige, der die Massen einmal in ein Delirium versetzt und in Schlachten geführt hat, in denen sie bis an den Rand des Verlöschen's bluten müssen, immer als Großer, als Heros in die Geschichte eingeht, ungeachtet der Nüchternen, Klarblickenden, der Warner und Hüter des Herdfeuers. Denn zu Lebzeiten und später finden sich immer Ruhmsüchtige und Größenverehrer, die gemeinsam mit der Militärclique die Trommel für Heroen rühren und erfolgreich mit dem Vorwurf der Voreingenommenheit oder des Kammerdienercharakters, der „größenblind“ mache, die Urteilenden abwürgen. Er weiß, daß weder die scharfe Sonde, die René de Chateaubriand an seine Herrschaft legt, noch die Abrechnung des deutschen Grafen Schlabrendorff „Napoleon wie er leibt und lebt“, worin einige Kapitelüberschriften lauten: „Seine große Reizbarkeit und sein Zorn. — Seine Rachsucht — Sein Stolz und Hochmut — Seine Härte — Seine Kälte und Gefühllosigkeit — Sein Ehrgeiz — Er will nie Unrecht haben — Seine Herrschsucht — Sein grausames Benehmen — Seine Wahrheitsscheu — Seine Heuchelei — Seine Feigheit und Verblendung —“ seinem Nachruhm schaden werden. Das Übersehen der Tatsache, daß Treue unter denkfähigen Menschen ein seelisches Verhältnis auf Gegenseitigkeit sein muß und nicht ein einseitiger, bedingungsloser Unterwerfungsakt, wird zwar seiner Macht, aber nicht seiner Historie Abbruch tun. Es berührt Napoleon und seine Geschichtsschreiber ebensowenig, daß Ludwig van Beethoven auf die Nachricht von der Kaiserproklamation das Widmungsblatt seiner Dritten Sinfonie, der „Eroica“, zerreißt, das auf den ersten Konsul als den Vorkämpfer der Freiheit lautete, und seiner Enttäuschung über diesen Verrat an der Freiheit mit der Feststellung Ausdruck verleiht: „Ist der auch nicht anders wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird auch er alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz frönen. Er wird sich nun höher als alle anderen stellen, ein Tyrann werden.“

Talleyrand gibt in ähnlichem Zusammenhang auf die Frage, was Hochverrat sei, die klassische Antwort: „Nur eine Frage des Datums.“ Und noch bevor die gesamten Märschälle den Kaiser aufgeben, und während die französischen Armeen noch in Deutschland stehen, da beschwört der urgetreue Großstallmeister Caulaincourt, der Vertraute des Kaisers, den Kanzler Metternich: „Sagen Sie mir nur, ob Sie genügend Truppen haben, um uns noch einmal zur Vernunft zu bringen. Führen Sie unsere Armeen durch Frieden oder Krieg nach Frankreich zurück, und Sie werden von dreißig Millionen Franzosen sowie von allen Dienern und Freunden des Kaisers gepriesen werden“. Auch das wird, wie eine innere Stimme Napoleon zuflüstert, die Geschichtsschreibung nicht beeinflussen, da bisher in allen Epochen Heroen gefragt sind, romantisch verschleiert, gefühlsduselig untermalt, episodengeladen und mit dem Siegeslorbeer um die immer leuchtende Stirne!

In dieser im Grunde simplen Konstruktion des Nachruhms ist die Unbeirrbarkeit des Standpunkts, die manchmal zu Explosionen, nie aber zur Einsicht und dem auch so viel schwierigeren und immer undankbaren Versuch führt,

eine nuancierte Lösung zu finden, von nicht geringer Bedeutung. Der Befehl an die in völlig aussichtsloser Situation kämpfende Truppe: „Die Garde stirbt — aber ergibt sich nie“ kann zwar weder jetzt noch später die militärische oder staatspolitische Lage ändern, aber die Nachwelt pflegt den zu feiern, der solche Parolen erfindet, und darüber die Garde ganz zu vergessen, die diesen Einfall so nebenbei mit dem Leben bezahlt.

Rechnet Napoleon nach großen Niederlagen noch mit jenen Körpern, die längst vernichtet sind, so hütet er sich erst recht davor, die Opfer, die er von seinen Truppen und seinem Volk verlangt, persönlich kennenzulernen. Mitleid, wenn es dafür überhaupt eine Saite in seinem Wesen gibt, darf die eisernen, das heißt eigenwilligen Gedanken nicht stören. Zur Abwendung solcher Möglichkeiten hat er schon frühzeitig das Schaustück erfunden, den Einsamen zu spielen, um sich in der gutgepanzten Igelstellung seiner Illusionen den Machttausch zu erhalten. Ebenso läßt er ohne jegliche innere Anteilnahme Millionen krepieren und schreibt gerade deshalb an Josephine einen sentimental, jedes Stubenmädel zu Tränen rührenden Brief über die bei ihm eingetroffene Nachricht vom Tode des Oberzahlungsanweisers Chauvet. Von solcher Rührung war nichts zu spüren, als er den Prinzen d'Enghien aus Baden gewaltsam entführen und im Festungsgraben von Vincennes kurzerhand umlegen ließ, um seinen Weg auf den Thron Frankreichs vorzubereiten. „Ich habe Blut vergossen“, so bestätigt er am gleichen Abend seinen Hölflingen, „vielleicht werde ich noch mehr vergießen, ganz einfach deshalb, weil ich von nun an den Aderlaß in die Methoden der politischen Medizin aufnehme“. Die Petition, Frau Acquet, die wegen angeblicher Spionage zum Tode verurteilt ist, sowohl wegen der nicht eindeutigen Beweisführung, wie auch im Hinblick auf ihren hochschwangeren Zustand zu begnadigen, wird mit kaiserlicher Strenge abgelehnt. „Mein Einkommen beläuft sich auf jährlich dreihunderttausend Mann“, pflegt er zu sagen, und warum soll er die nicht ausgeben? Eine Auffassung, in der er sich mit dem Voltaire befreundeten, Französisch sprechenden Preußenkönig trifft, der seinen Soldaten zurief: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben?“

Napoleon hat sich nicht getäuscht. Fast hundertfünfzig Jahre nach seinem Machtantritt füllt er noch viele Seiten in den Geschichtsbüchern aller Sprachen. Das Wort „gloire“ ist in Frankreich unlöslich mit seinem Namen verbunden. Obgleich er sein Land und sein Volk in jeder Weise dezimiert hat, Hunderte von Siegen mit dem Blut Abertausender bezahlte und ohne irgendeinen bleibenden Erfolg an seine Fahnen heftete, wird er dennoch allenthalben als der Prototyp des großen Feldherrn und sogar Staatsmannes gefeiert. Und noch immer lebt das Märchen von dem Freund der Pappelalleen und dem Vater des Code Napoléon, obgleich er dieses Gesetzwerk weder formuliert noch angeregt hat. In diesem scheinbaren Widersinn zwischen dem wirklich Erreichten und dem Nachruhm liegt nun der größte Sieg Napoleons, der Sieg, der schon auf der Militärschule in Brienne konzipiert wurde, der Sieg über „die anderen“ und besonders das Volk, in dessen Mitte ein politischer Zufall ihn versetzte, und darin liegt schließlich die Erfüllung des Wunschtraumes, sein Jahrhundert zu überstrahlen. Alle Mittel und Möglichkeiten dazu hat er eifrig studiert und

zu gegebener Zeit auch intuitiv, genießhaft wahrgenommen, und so ein großes vielstimmiges Orchester nach dem Leitmotiv „mundus vult decipi“ zur Nachrühmsinfonie zusammengestellt.

An solcherart weltgerecht gezimmerter Ruhmesgloriole kann auch ein noch so gescheiter und vielgelesener Schriftsteller seines Volkes nicht rütteln, der ihm folgende Charakteristik widmet: „Ein Robespierre zu Pferde, der einer Reihe unnützer Kriege einen ideenlosen Kreuzzug, angeblich für die Freiheit folgen ließ, eine Karikatur der Monarchie, in der seine Familie und seine militärischen Mitarbeiter die Staatsoberhäupter Europas ersetzen, ein großer, von einer machtvollen Einbildungskraft ohne die Bremse des gesunden Menschenverstandes erfüllter Neurotiker“.

Die Gloriole wächst, je weiter sich das in den Abgrund geführte Volk wieder erhebt. Im Staatsauftrag fährt die „Belle Poule“ mit vollen Segeln unter dem Kommando des Sohnes des Bürgerkönigs Louis Philippe nach St. Helena, um knapp zwanzig Jahre nach seinem Tode die Leiche Napoleons in feierlichem Pomp nach Paris zu holen, wo sie im Dôme des Invalides, der zu diesem Zweck nicht von einem Franzosen, aber von dem Italiener Visconti mit kaiserlicher Pracht umgestaltet wurde, beigesetzt wird. Und zu seinem hundertsten Sterbetag veröffentlicht 1921 ein bekanntes Mitglied der Académie Française ein dickes, bilderreiches Buch „Napoleon, Sein Leben, Sein Werk, Seine Zeit“, in dessen Vorwort zu lesen ist: „Die durch sein Genie formulierten Grundsätze haben Ewigkeitswert, und ihre Anwendung hat uns jetzt erneut zum Triumph geführt.“ Dieses Vorwort aber schrieb der Oberbefehlshaber des französischen Heeres von 1914 bis 1916: Marschall Joffre.

Passion

Niemand ist so sehr in Einsamkeit,
daß nicht meine Liebe zu ihm dränge;
keiner trägt allein an seinem Leid,
den nicht meine Bruderschaft umfänge.

Augen, die geheimer Gram verbrannt,
welkes Haar, an dem die Sorgen zehrten,
herber Mund und elendsieche Hand
sind die Male, die mich lieben lehrten.

Alles Unglück dieser Welt ist mir
zugefügt gleich tausendfachen Wunden,
mir zur Qual — und doch auch mir zur Zier:
Meinen Nächsten hab' ich so gefunden.

Paul Dehnert

Der Zauberlehrling des Liberalismus

Auftakt der Revolution

Wenn man in den deutschen Zeitungen um die Mitte der vierziger Jahre oder in bibliographischen Verzeichnissen jener Zeit blättert, so fällt die Fülle von Artikeln, Versammlungsberichten, Büchern und Broschüren auf, die sich mit dem Thema der Verfassung beschäftigen; auch die Akten in den Staatsarchiven und die Briefe der Staatsmänner und Politiker enthalten eine Fülle solchen Stoffes, und Friedrich Wilhelm IV., den man den Romantiker auf dem preussischen Königsthron zu nennen pflegt, war nicht unschuldig an dieser Betriebsamkeit, obwohl er von der Verfassung, wenigstens von jener der Konstitutionellen, nur als von einem Kind der Revolution sprach — ein Stück Papier, das sich zwischen die Vorsehung und den Monarchen drängen wolle. Die vom König eingesetzte Verfassungskommission tagte unentwegt, immer neue Entwürfe wurden verfaßt, verworfen, neu redigiert, das Thema abgewandelt wie eine sorgfältig durchkomponierte Symphonie: aber was half das alles? Friedrich Wilhelm hielt an seinem Plan fest, mit einer Hartnäckigkeit, die man bei einem gewöhnlichen Sterblichen als Querulantenhumor bezeichnet hätte, bei einem Großen als staatsmännisch harten Willen zum Ziel — aber Friedrich Wilhelms Hartnäckigkeit war etwas anderes. Hier wurde seine Erfüllung von einem mystischen Gottesgnadentum — wie eine nahe Zukunft ihn noch bitter belehren sollte — in der Ebene neuer Wirklichkeiten zur Gefahr: aber vorerst war er der Meinung, daß er die Welt besser kenne als andere Sterbliche, daß er die Dinge besser übersehe als seine Minister und daß er von ihnen keinen Rat erwarten könne, wie er einmal Gerlach anvertraute. Der nüchterne General meinte, ein König könne trotzdem nicht ohne Minister regieren. Aber das Eigenartige bei alledem war, daß solche Urteile des Königs nicht etwa aus übermütiger Eitelkeit stammten, sondern ihm, ebenso demütig wie bewußt empfunden, aus der ihm allein als König vorbehaltenen besonderen Gnade Gottes zukamen. Gegen einen solchen Glauben gab es natürlich keine Beweise.

Die Einwände der Minister wurden zwar gehört. Gehört wurde auch der spätere Thronfolger, der Bruder: aber nicht zu den Kommissionsberatungen zugelassen, so daß er sich schriftlich an den König wenden mußte. Wilhelms realpolitisch klarer Blick, so konservativ der spätere deutsche Kaiser auch in seinen Urteilen war, sah vor allem das Monströse, technisch Unmögliche in den Plänen seines königlichen Bruders, er sah auch, was seltsamerweise noch keiner erkannt hatte: daß die preussischen Stände im Falle eines ernsthaften Konfliktes mächtiger sein konnten als jedes verhaßte konstitutionelle Parlament, da eine Auflösung und Neuwahl nicht vorgesehen war. Er verlangte, in klarer Erkenntnis konservativer Dynamik, eine Erste Kammer als Gegengewicht und insbesondere auch als Einflußsphäre des Hauses Hohenzollern. Er warnte ferner vor dem Steuerbewilligungsrecht, das die Macht der Krone einschränke.

Aber Friedrich Wilhelm verhielt sich den Einwänden des Bruders gegenüber genau so, wie er schon in jungen Tagen Wilhelm behandelt hatte, Delbrück,

ihr Erzieher, hat das in seinem Tagebuch oft genug geschildert: von oben herab, als der Ältere und vor allem weitaus Klügere.

Endlich, am gleichen Tage, an dem 1813 der Vater seinen Aufruf an das Volk erlassen hatte, am 3. Februar 1847, veröffentlichte Friedrich Wilhelm mit alleiniger Unterschrift ein Patent, in welchem er dem preussischen Volk mitteilte, daß er nunmehr seinen geliebten Untertanen die verheißenen ständischen Einrichtungen schenke. Die gleichzeitigen Verordnungen sagten dann näheres: die acht Provinzialstände sollten in Zukunft zu einem Vereinigten Landtag zusammentreten, wenn sie der König zur Genehmigung von Anleihen oder Steuererhöhungen einberufe. Innerhalb des Vereinigten Landtages wird ein „Herrenstand“ eingerichtet werden, aus den königlichen Prinzen und 72 der vornehmsten Mitglieder der Provinzialstände bestehend. Dieser berät aber nur in Finanzsachen gemeinsam mit dem Landtag. Daneben bleiben die „Vereinigten Ausschüsse“ bestehen; sie sollen alle vier Jahre zusammentreten, um die neuen Gesetze zu beraten. Sie waren dann auch in Finanzsachen die Vertretung des Vereinigten Landtages. Der König behielt sich vor, in der Zwischenzeit einzelne Gesetze den Provinziallandtagen direkt vorzulegen.

Wenn man heute, nach hundert Jahren, jene Verordnung liest und die Gefahren und Erfahrungen der Entwicklung in der Vergangenheit kennt, kann man sich eines Lächelns nicht erwehren: sowohl über die Phantasie des Königs, der darin ein Wiederaufstehen der alten Reichsstände als Ratgeber eines Monarchen von Gottes Gnaden sah, über die Entrüstung, mit welcher die liberale Opposition das Geschenk des Königs als unzureichend empfand, wie auch über die Opposition, die von der Rechten geübt wurde. Aber für die Menschen jener Zeit sahen diese Dinge anders aus, im Guten und Bösen; und irgendwie empfanden sie alles das als lebenswichtige Fragen. Einer der stärksten Angriffspunkte war für die Liberalen die vom König nicht gewährte Forderung des periodischen Zusammentritts und damit die offengelassene Anerkennung als „Landesrepräsentation“, weshalb Friedrich Wilhelm auch in seinem Patent das grundlegende Versprechen seines Vaters vom 22. Mai 1815 nicht erwähnt hatte — jenes Wort war ihm eben kein ständisch-deutscher, sondern ein parlamentarisch-französischer Begriff!

Der Vereinigte Landtag wurde auf den 11. April 1847 nach Berlin — ursprünglich hatte Friedrich Wilhelm die Kulisse Brandenburg gewünscht — einberufen, und Anfang April strömten aus allen Gauen Preußens die Herren Abgeordneten in die Hauptstadt. Alles war gespannt, was nun kommen werde.

Die so lang ersehnte Botschaft hatte nicht nur in Preußen, sie hatte in ganz Deutschland und darüber hinaus begreiflicherweise größtes Interesse gefunden. Der russische Botschafter in Berlin, Baron von Meyendorff, der auftragsgemäß der Kaiserin Alexandra, das war Friedrich Wilhelms Schwester Charlotte, in jenen Jahren Berliner Stimmungsberichte schrieb, meldete am 14. April: „Eure Majestät erwarten sicherlich Nachrichten aus dem so aufgeregten Berlin ...!“ und meint dann, daß sein heutiger Bericht keine Stadtgeschichte, sondern Weltgeschichte sein werde. Aber als amüsanter Playdeler weiß dieser Historiker à jour auch nette kleine Anekdoten in seine Berichte einzuflechten: so sei tags zuvor der König nach Potsdam gefahren, der Geheimrat Massow habe ihn

begleitet, und er erzählte dem König, in welcher Stimmung die Stände zusammen kämen und daß sie periodische Wiederkehr verlangen wollten. Der König fragte erstaunt, ob auch „Gutgesinnte“ dieser Bitte beistimmen würden. „O ja“, erwiderte Massow, „— ich zum Beispiel und Graf Arnim!“

Dann kam der Tag des feierlichen Empfangs der Abgeordneten. Nach dem Gottesdienst, es war ein Sonntag, eröffnete der König im prunkvollen weißen Saal des Schlosses den 1. Landtag All-Preußens. Die Insignien seiner königlichen Macht ließ er vor sich hertragen, alle Prinzen des Hauses Hohenzollern umgaben ihn, die Minister, das Kabinett, die Generale, die Gesandten der fremden Mächte waren erschienen: es war eine festliche und dekorative Auf-
führung. Der König hielt dann, auf dem Throne sitzend, eine Ansprache, und wie immer, wenn ihn der Geist schöner Deklamation ergriff, schlug der königliche Redner seine Zuhörer in Bann, obwohl er seinen geliebten Ständen durchaus aufrichtig und durchaus unpolitisch all seine Wahrheiten sagte: keiner Macht der Erde solle es je gelingen, das natürliche, durch seine innere Wahrheit so mächtige Verhältnis zwischen Fürst und Volk in eine Konstitution zu wandeln! Nimmermehr werde er zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge und die alte Treue ersetze! Und am Schluß seiner Rede versicherte der König, indem er sich feierlich erhob: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. — Ja, wahrhaftig!“

Der unmittelbare Eindruck der Rede war zweifellos stark, auch dort, wo man lieber anderes gehört hätte; keiner konnte sich ganz der rhetorischen Gewalt und der inneren Aufrichtigkeit, die aus den Worten des Königs sprach, entziehen. Viele hatten Tränen in den Augen. Ranke, der nüchterne Historiker, verstieg sich: Seit König David habe kein Herrscher so gesprochen! Curtius, der Archäologe, meinte skeptisch: „Es glaubt die Welt nicht mehr an das Königreich, für das er lebt und kämpft“, und des Königs Schwägerin, die Prinzessin Augusta, vergoß gar bittere liberale Tränen. Nachdem der Rausch der unmittelbaren Ergriffenheit und der feierlichen Inszenierung verflogen war und die kritische Überprüfung einsetzte, da zeigte sich, daß die Liberalen doch sehr enttäuscht waren, begreiflicherweise; die Ostpreußen wollten sofort nach Königsberg zurückfahren, die erfahrenen Rheinländer aber hinderten sie daran. Am anderen Tage empfing der König die Vertreter der Provinzen in Audienz, sehr geschickt wußte er jedem etwas Angenehmes zu sagen — „der König hat mehr Mut und mehr Geschicklichkeit als alle seine Minister zusammen“, berichtete darüber Meyendorff, der kein Schmeichler war und es auch nicht zu sein brauchte, „im übrigen ist Berlin nicht mehr zu erkennen — man treibt nichts als Politik, eine Menge schöner, neuer Equipagen rasseln durch die Straßen von neun Uhr morgens, wo die Sitzungen anfangen, bis spät in die Nacht. Mitten unter den glänzenden Uniformen sieht man schlichte Dorfschulzen oder Bürgermeister im Oberrock ...“

Aber die Versammlung aller Preußen, schon äußerlich eine machtvolle Repräsentation vieler, in ihrem Kreis bedeutender Köpfe, gibt sich nicht mit schönen Reden zufrieden. Friedrich Wilhelm, ein Zauberlehrling des Liberalismus, kann die Geister, die er rief, so gemäßigte Geister es auch waren, nicht

bannen: die Mehrheit des Landtags, eine germanisch-ständische Einrichtung hat Friedrich Wilhelm sie genannt, gleicht den Versammlungen der Stände des Alten Reiches deutscher Nation jedenfalls in dem einen, daß sie vom König Rechte für sich fordern, wenn sie ihm etwas bewilligen sollen. Damit ist — wie Metternich voraussah — die Machtfrage gestellt. Die Sache, um die es sich handelt, eine Anleihe für den Bau einer Bahn, war an sich belanglos, nicht einmal finanziell von Bedeutung. Es geht um mehr: um das Prinzip. Es geht um das Recht, geht um die Macht: hie König, hie Stände!

In sich waren die Stände freilich nicht einig. Zwar gab es noch keine politischen Parteien im Sinne der späteren politischen Entwicklung, wenn auch der Name gebraucht wurde. Die Gegensätze waren auch keineswegs etwa in dem Begriff einer ständischen Parteiung enthalten: es gab unter den Liberalen sehr viele Adlige, wie es auch unter den Anti-Liberalen Bürgerliche gab. Die Trennung nach Provinzen spielte überhaupt keine Rolle: im Gegenteil, alle fühlten sich — die Polen ausgenommen — als Preußen. Das Preußentum, so verschieden auch die Begriffe waren, galt als etwas Selbstverständliches. Auch die Konfession spielte noch keine Rolle — daß der Landtag am Fronleichnamsfest feierte, galt als überraschende Neuheit in dem so überwiegend protestantischen Preußen. Ebenso gab es keine grundsätzliche Trennung nach wirtschaftlichen Interessen: wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß ja nur der vermögende Teil des Volkes vertreten war, nicht aber die Arbeiter; auch nicht die Juden, deren Aufstieg in Literatur, Presse und Wissenschaft damals begann — damit war auch das radikal-liberale Element in der Versammlung nicht vertreten. Nur das Echo draußen zeigte, daß es sehr aktiv vorhanden war; dem Prinzen Wilhelm beispielsweise wurden die Fensterscheiben eingeschlagen, als er im Landtag eine Rede gehalten hatte, die den empfindsamen Ohren liberaler Blätter wie die Ansprache eines Generals an seine Truppe klang. Seine Gattin Augusta war entsetzt und klagte ihrer Mutter: „Wilhelm schadet sich durch seine Äußerungen. Den König hat eine furchtbare Wut gepackt. Ich habe einer gräßlichen Szene beigewohnt, die ich nie vergessen werde — der König zeigte seine Gefühle in einer verletzenden und würdelosen Weise.“ Friedrich Wilhelm hatte in den Landtag seinen *Homme de confiance*, seinen Freund Stolberg, beordert; die Berichte dieses königlichen Horchpostens klangen, wie nicht anders zu erwarten war, sehr trübe: wie ein schwarzer Rabe komme er sich vor, der täglich nur schlimme Nachricht zu bringen habe, klagt Stolberg.

Als dann der Landtag beschloß, dem König eine Dankadresse zu überreichen, und man daran ging, sie auszuarbeiten, zeigten sich sofort die Gegensätze: man wollte nicht nur danken, darin waren alle einig, man wollte aber auch gleich sagen, daß der Dank dort aufhöre, wo die königliche Gesetzgebung aufgehört habe, das väterliche Versprechen zu erfüllen. Schon zeigte sich, daß die Minister doch klüger gewesen waren als ihr Herr. Schließlich kam es doch zu einer Einigung. Auch der König gab nach und versprach, etwas unbestimmt, die Neuerungen, die er in seiner Rede am 11. April noch abgelehnt hatte. Aber sobald der Landtag zu den eigentlichen sachlichen Beratungen überging, zeigte sich mehr und mehr, daß ohne klare Abgrenzungen nichts erreicht werden konnte. Man lehnte alle Realpolitik ab, grundsätzlich und auf beiden Seiten, die Ostpreußen gingen sogar so weit, daß sie dadurch den Bau ihrer

eigenen Bahn verhinderten, obwohl jeder von ihnen die Strecke sehnlichst wünschte. An dieser an und für sich nicht bedeutenden, aber für Ostpreußen immerhin wichtigen Frage entschied sich das Schicksal des ersten preussischen Landtages: mit Zweidrittelmehrheit wurde die Anleihe abgelehnt — nicht weil kein Geld da war oder weil jemand an der Nützlichkeit dieser Anlage gezweifelt hätte, nein, nur weil der Landtag sich auf den Standpunkt stellte, daß sein Recht zur Bewilligung, das an sich unbestritten bestand, auf einer bestreitbaren, staatsrechtlich nicht genügend unzweideutigen Grundlage beruhe. Wenn man aber das Patent vom 3. Februar als ungenügende Rechtsgrundlage betrachte, dann dürfe auch kein Recht, das sich auf solch unsicheres Fundament gründete, als Recht anerkannt werden.

Das waren juristische Deduktionen und ideologische Übertreibungen, die kein Mensch verstanden hätte, wenn nicht dahinter eine politische Haltung gestanden wäre, die jeder begreifen mußte und auch begriff. Ein junger Abgeordneter des märkischen Adels, ein gewisser Otto von Bismarck-Schönhausen, sprach es damals auch mit jener Deutlichkeit aus, mit der er später noch ganz andere Dinge sagen sollte: die Haltung des Landtages sei eine Art Erpressung!

Es war ein Kampf um die Macht.

Der König aber war aufs tiefste gekränkt — sofort läßt er alle Arbeiten an dem Weiterbau der Bahn einstellen. Er ist sehr aufgeregt. Redet von den in Ungesetzlichkeit ersoffenen Preußen, denen man einen Eimer kalten Wassers über den Kopf schütten müsse. Redet von einem wahnsinnigen Votieren. Als die Minister ihn zu beschwichtigen suchten, fährt er sie heftig an: „Keiner Ihrer Gründe paßt — man muß sie in der Realität der Staatsmacht bekämpfen!“

Aber dann interessiert ihn plötzlich sein ganzer germanisch-ständisch konstruierter Landtag nicht mehr: sieht man da nicht in weiter Ferne Delbrück und Ancillon mit erhobenem Zeigefinger?

Und schon hat Friedrich Wilhelm eine neue große Idee. Eine neue Aufgabe. Mit den in Ungesetzlichkeit ersoffenen Preußen war es nichts — gut, der König wird ihnen zeigen, daß er größere Dinge zu meistern hat, meistern kann, als einen widerspenstigen Landtag zur Raison zu bringen. Das neue Projekt ist: die deutsche Nationalität.

Mit diesem Wort bezeichnete man damals die Bestrebungen, den Deutschen Bund zu einer höheren, geschlossenen, machtpolitisch stärkeren Form zu entwickeln — eben zur deutschen Nationalität. In diesem wahrhaft großen nationalen Ziel lag ja auch die positive Leistung des deutschen Liberalismus jener Jahre; in durchaus klarer Erkenntnis sagte deshalb Friedrich Wilhelm, er verfolge mit seinen Plänen die Absicht, „den Demagogen die Waffe der deutschen Nationalität zu entreißen“.

Es war kein Zweifel, jeder mußte es sehen, und ein an sich so kluger Mann wie Friedrich Wilhelm sah es auch: die Zeit schien reif, dies Problem, das als starkes Gefühl und als die große nationalpolitische Sehnsucht den jungen Kronprinzen und die Kämpfer der Freiheitskriege schon vor 35 Jahren ergriffen hatte, endlich aus Diskussion und Propaganda herauszuführen und zu lösen.

Im Sommer dieses Jahres war eine neue große Zeitung herausgebracht worden, die sich „Deutsche Zeitung“ nannte: der Name allein war ein nationales Programm, auch wenn nicht die bekanntesten Professoren des politischen gelehrten Deutschlands den Aufruf unterzeichnet hätten. Sie verwirklichte damit nur eine Idee, die auch Friedrich Wilhelm vor nicht langer Zeit bewegt hatte — nur daß er für seine Zeitung keine passenden Mitarbeiter fand. In einem gewissen Sinne war die „Deutsche Zeitung“ noch preußischer als der preußische König: insofern als sie Preußen und die preußische Monarchie für die Führung eines neuen Deutschlands allein fähig hielt, nicht Habsburg, dem Friedrich Wilhelm seine Nibelungentreue geschworen hatte. Da freilich die liberale deutsche Zeitung, von dieser nationalpolitischen Linie abgesehen, die preußischen Zustände einer steten scharfen Kritik unterzog, so war das in Mannheim erscheinende, von dem Heidelberger Professor Gervinus geleitete Blatt sehr unbeliebt bei Friedrich Wilhelm. Aber an sich war seine Existenz ein Beweis, daß die neue Idee des preußischen Königs dem Zeitpunkt durchaus nicht ferne lag.

Als seinen Sendboten an die deutschen Höfe wählte Friedrich Wilhelm im Herbst 1847 seinen Freund Radowitz. Er sollte dort die neuen königlichen Ideen propagieren, jene Ideen, die von den Berliner Räten verzweifelt als die neue Germanomanie des Königs belächelt wurden, die aber durchaus nicht abwegig, nicht verschwärmt, nicht mystisch sind, sondern zeitgemäß und real: die Wehrmacht des Deutschen Bundes solle durch einheitliche Waffen und einheitliches Reglement ausgebaut werden; Post und Eisenbahnen sind zu vereinheitlichen; im ganzen Deutschen Bund soll ein gemeinsames einheitliches Strafrecht und Handelsrecht gelten; ein Bundesgerichtshof soll für die Streitigkeiten der einzelnen Länder gegeneinander eingesetzt werden. Ein neues Heimatrecht mit voller Freizügigkeit wird vorgeschlagen; Einheit aller Münzen und Maße; deutsche Bundeskonsulate sollen in den fremden Ländern eingerichtet werden, und schließlich will Friedrich Wilhelm den Zollverein auf den ganzen Bund ausgedehnt wissen.

Es klingt erstaunlich: hier zeigte sich der Romantiker Friedrich Wilhelm als ein Realpolitiker, der den Weg zu einem deutschen Nationalstaat auf der Grundlage einer Vereinheitlichung alles dessen erstrebt, was zunächst überhaupt zur Einheit zusammenzufassen ist. Zum ersten Mal unter den vielen Plänen Friedrich Wilhelms ein Plan, der aus der Wirklichkeit genommen ist und in die Wirklichkeit hineingreifen müßte, wenn es gelingt, ihn wenigstens in seinen Grundzügen durchzusetzen. Friedrich Wilhelm steht an der Schwelle der Pforte zu einer unerhörten Erfüllung. Wenn er jetzt zurückblickt, auf 1813, 1814, 1815, auf die Träume seiner romantischen Ordnungsgründungen, auf seine Pläne von Deutschheit und Christenheit, auf all das, was er in Preußen gestalten wollte, er sähe in allen Irrungen und Wirrungen doch eine gerade Linie zur deutschen Nationalität — ein Ringen aus dem romantischen Gefühl zu politischer Sachlichkeit.

Dabei konnte er sich diesmal stützen auf die Kreise, die sonst seine Gegner waren, denn auf dem Feld der großen innerdeutschen Politik standen die Fronten anders als in dem Ringen, das um die Verfassungsfrage ging; dazu

kam, daß trotz der Enttäuschungen, die der Vereinigte Landtag Preußens gebracht hatte, Friedrich Wilhelm immer noch Anhänger in den liberal-nationalen Kreisen hatte, die von ihm das entscheidende Wort nicht nur, sondern die Tat für Deutschland erwarteten. Aber auch hier waltete ein Verhängnis, und es beruhte zutiefst in Friedrich Wilhelms mangelndem Machtbewußtsein, in seinem mangelnden Mut zu Preußen und zu sich selbst, auch wenn er es historisierend verkleidete: indem Friedrich Wilhelm IV. Habsburg das Erstgeburtsrecht zusprach, entwaffnete er sich selbst und begab sich jedes Anspruchs. Er sah noch immer nicht, daß eine solche Führung nur möglich war gegen, nicht mit Österreich!

Es war ja gar nicht daran zu denken, daß ein Mann wie Metternich — ganz abgesehen von den vielen objektiven politischen Hemmungen im Wesen der habsburgischen Monarchie — überhaupt Verständnis für diese Ideen hatte: damals sprach der österreichische Staatskanzler das Wort aus, und hier sagte er seine wahre politische Meinung, daß Preußen ein Emporkömmling und Abenteurer sei — eine Ironie freilich, es gerade von dem Preußen Friedrich Wilhelm zu sagen. Auch der Schwager, Zar Niki, war überaus besorgt über die Gerüchte und über die Briefe, die aus Berlin kamen; Europa stehe — so schrieb er Anfang Februar 1848 dem Bruder seiner Frau und König von Preußen — am Vorabend eines Prinzipien- und Propagandakrieges, in dem sich die Republikaner der Monarchie, die eine Nation den anderen gegenübergestellt sieht, in der jeder für seine Existenz kämpfen muß...

Hemmungen, Widerstände, Gegnerschaften überall und nach allen Seiten; gewiß, die Lage war in diesen letzten Monaten des Jahres 1847 nicht einfach. Aber vielleicht das Schlimmste an allem war dies: der Mann, den das Volk als Führer zur Einheit ersehnte, war zugleich sein stärkster Gegner, und doch wollte auch er die Einheit. Indessen, genau wie in seiner innerpreußischen Politik, auf einem völlig anderen Weg. So seltsam es klingen mag: bei aller Realität im einzelnen, als Ganzes war der Plan Friedrich Wilhelms realpolitisch unmögliche Romantik. Das sollte sich sehr bald erweisen. Mit Österreich, mit den Fürsten, über den Bundestag — also auch mit Metternich — wollte er diese welthistorische Aufgabe lösen. So zeigte die nationale Bewegung eine tragische Doppelheit im gleichen Wollen. Kein Zweifel: die Friedrich-Wilhelmsche Taktik war romantisch. Aber, so paradox konnten seine Pläne sein, in seinen sachlichen Vorschlägen steckte viel weitvorausschauende Realpolitik! Möglich, daß die Wucht einer darauf aufbauenden Entwicklung mit der Zeit doch noch zum Ziel — für Deutschland, gegen Habsburg — geführt hätte, aber...

Hier aber brach, schon in den Anfängen, die große, die größte, die alleinige historische Tragik im Leben Friedrich Wilhelms zerstörend in alle Planungen ein; just in dem Augenblick, da der romantische König beginnt, ein politischer Gestalter des Wirklichen zu werden, da seine architektonische Phantasie zu konstruktiver Berechnung und aufbauender Dynamik werden soll, in diesem Augenblicke bricht das elementare Verhängnis über ihn, über Preußen, Deutschland, Europa herein, das er hatte kommen sehen und bis dahin mit unzureichenden Mitteln abzuwehren versuchte: die Revolution.

Wir und die Parteien

Wir bringen, ohne uns mit allen Äußerungen zu identifizieren, die Stellungnahme eines jungen Menschen zu den heutigen deutschen Parteien, weil sie geeignet ist, die Parteileitungen zur Nachdenklichkeit anzuregen.

Die Redaktion

Gestern war ich in einer Versammlung unserer Partei. Als ich wieder nach Hause ging, kam mir der Verdacht, ich sei vielleicht irrtümlich in die Zusammenkunft einer religiös-philosophischen Glaubensgemeinschaft geraten — so brummte mir der Kopf von „Weltanschauung“, „Gesinnung“, „Idee“, „unser Gedanke“ und „Bekenntnis zu unserem Geiste“. Aber es war doch nicht daran zu zweifeln: es war eine politische Partei gewesen und keine Glaubensgemeinschaft, die sich dort versammelt hatte. Und das ist doch ein Unterschied. — Ist es wirklich ein Unterschied? — in Deutschland 1947?

Versuchen wir zunächst, uns das Wesen einer Partei klarzumachen. Ihre Entstehung ist offensichtlich verbunden mit dem Übergang zu einer demokratischen Staatsform (im weitesten Sinne des Wortes).

Es gehört zu der Wirklichkeit des Menschen, daß sein Leben und Handeln sich zum Teil in einem „privaten“ Bereich abspielt, den er allein übersieht und beherrscht, zum anderen Teil aber von den Gemeinschaften bestimmt wird, in die er (durch Geburt oder freien Entschluß) unausweichlich eingegliedert ist. Die mächtigste (d. h. keineswegs vollkommene oder einzig wichtige) Form dieser Gemeinschaften ist zweifellos der Staat als Träger der Gewalt, welche die öffentliche Ordnung garantiert. In dem Augenblick nun, in dem das fortschreitende Bewußtsein des Menschen aufhörte, diesen Staat als gottgesetzte Autorität und Vorsehung zu empfinden, ihn vielmehr als Ergebnis menschlichen Willens begriff, auf das der Mensch aus eigener Machtvollkommenheit Einfluß nehmen kann: in diesem Augenblick also mußte sich die Bürgerschaft eines Staates folgerichtig entschließen, auch ihr politisches Schicksal, ihr Schicksal als Staat, selbst in die Hand zu nehmen und auch die politischen Entscheidungen, die von der jeweiligen Situation gefordert wurden, aus eigener Macht und in eigener Verantwortung zu fällen. Eine Entscheidung fällen bedeutet aber stets: eine Alternative ergreifen und die andere verwerfen, d. h. eine Wahl treffen. Solange diese Wahl von einer einzigen Person als verantwortlicher Staatsspitze getroffen wird, deren Wille als autoritativ und unbedingt bindend anerkannt wird, liegt hierin nichts Problematisches. Schwierigkeiten treten jedoch auf, sobald der Wille der Gemeinschaft diese Entscheidung treffen (oder doch zum mindesten sie billigen) soll: dieser „Wille“ hat nämlich kein einheitliches Subjekt, sondern ist das Ergebnis einer Vielzahl von Einzelwillen — die naturgemäß ursprünglich durchaus verschieden gerichtet sind. Zwischen solchen verschiedenen Willensrichtungen nun kommt es zur Auseinandersetzung, wenn ein Gesamtwille gebildet werden soll, und in dieser Auseinandersetzung wiederum werden sich ungefähr parallel-zielende Richtungen zu Gruppen zusammenschließen, um dadurch zur größtmöglichen Wirksamkeit zu kommen. Diese Gruppen sind politische Parteien. Da der stets fort-

schreitende Gang der Ereignisse nun immer neue Entscheidungen fordert, und da sich diese Entscheidungen stets auf prinzipiell ähnliche Grundfragen zurückführen lassen, werden sich diese Parteien bald zu dauernden Organisationen ausbilden, die jeweils bestimmte Willensrichtungen auf allen Gebieten der Politik vertreten und diese eventuell in Programmen festlegen. — Ferner wird sich zeigen, daß eine der entscheidenden Ursachen für die Verschiedenheit der politischen Ansichten die unterschiedliche wirtschaftlich-soziale Lage der Bevölkerung ist, so daß die entstandenen Parteien weitgehend die Klassenschichtung der Gesellschaft widerspiegeln werden. Aber wir wollen jetzt keine weiteren Einzelmerkmale herausstellen, sondern nur eine äußerst wichtige Tatsache noch einmal nachdrücklich festhalten: daß es hier nämlich um politische Entscheidungen geht, um nichts anderes; d. h. um die Ordnung unserer materiellen Lebensvoraussetzungen. Die Aufgabe einer Partei ist es demnach, die beste und gerechteste Möglichkeit einer solchen Ordnung zu suchen und der Wählerschaft vorzuschlagen, sowie diejenigen Männer herauszufinden und zu fördern, die sie für geeignet hält, im Sinne dieses Vorschlags zum Besten des Volkes zu regieren.

Wenn wir nun die Theorie verlassen und uns zur Praxis, zur Politik der heutigen deutschen Parteien wenden, so bietet sich uns ein etwas erstaunliches Bild: Ihr Ausgangspunkt ist nämlich offenbar nicht der oben angedeutete, sondern etwas ganz anderes: eine Weltanschauung. Er liegt, wie wir noch sehen werden, sozusagen am entgegengesetzten Ende. Entsprechend ändert sich die Aufgabe; sie heißt nicht mehr: Ordnungsmöglichkeiten suchen, sondern: die Weltanschauung in die Tat umsetzen. „Wir stehen auf dem Boden der liberalen Weltanschauung“ heißt es dann z. B., und die nächsten stehen auf dem „Boden“ des „wissenschaftlichen Sozialismus“ und so fort, und keiner sieht (obwohl er tatsächlich nur die Augen zu öffnen brauchte), daß in Wirklichkeit alle auf dem gleichen Boden stehen (ganz wörtlich!), auf dem eines Gemeinwesens nämlich. Dieser reale Boden ist also allen gemeinsam; auf ihm stehend und von ihm ausgehend sollte man über den einschlagenden Weg diskutieren. Was aber tun die Parteien? Sie stellen den ganzen Vorgang auf den Kopf, erklären das Ziel des von ihnen vorgeschlagenen Weges für den „Boden“, auf den sie sich stellen wollen. Die Folgen kann man sich leicht ausmalen. (Wir brauchen sie uns aber gar nicht auszumalen, wir haben sie täglich vor Augen!) Nämlich: Weltanschauung ist Sache des Glaubens. Eine Weltanschauung kann sehr verschiedenen Charakter tragen: sie kann religiöser oder philosophischer Art sein, materialistisch, monistisch oder dualistisch; sie kann ferner mehr oder weniger ausgeprägt, theoretisch durchdacht oder auch sehr verschwommen sein, aber in irgendeiner Form ist sie jedem Menschen eigentümlich, und alle Formen haben eine gemeinsame Eigenschaft: sie sind offenbar letzte Grundbestimmtheiten unseres Denkens; und wenn man im Gespräch auf diesen letzten Grund stößt, so macht man eine Erfahrung: zwischen verschiedenen Überzeugungen dieser Art gibt es keine gemeinsame Ebene mehr, auf der die Sätze der Logik gälten als allgemeingültige Kriterien für Wahrheit und Unwahrheit, die auch der Partner anerkennen müßte und mit deren Hilfe wir ihn überzeugen könnten; man kann nicht Marx mit Hegel „widerlegen“ und keinem Materialisten die Existenz

Gottes „beweisen“. Wir können aber im Bereich dieser Grundüberzeugungen auch nicht die andere einfach dulden und neben unserer bestehen lassen, als ob sie nicht da wäre: denn zum Wesen des Glaubens gehört der Anspruch, selbst im Besitz der Wahrheit zu sein; und dieser Anspruch fordert von uns, den anderen zu suchen und in geistigem Kampf mit ihm die eigene Wahrheit bestätigt zu finden; in einem Kampf, in dem es, nach dem oben gesagten, keine Versöhnung geben kann. — Kampf ohne Versöhnung! Dann könnten also Materialisten und Idealisten, Christen und Atheisten usw. nicht friedlich miteinander leben?! Gerade das ist der Denkfehler: daß nämlich diese „weltanschaulichen“ Unterschiede das Primäre, der Ausgangspunkt seien, von dem das Miteinanderleben abhängig sei. In Wirklichkeit ist es genau umgekehrt: das Erste und Ursprüngliche ist die Tatsache eben dieses Miteinanderlebens, die Erfahrung, daß wir miteinander auskommen müssen. Denken wir einen Augenblick an unsere kleinste Gemeinschaft, in der uns dies am deutlichsten bewußt wird: die Familie. Wie oft streiten wir uns hier, was zu tun sei, und sind total verschiedener Ansicht — aber immer wieder versuchen wir das Gespräch, das Miteinanderreden, das Miteinanderauskommen: denn wir können nicht wegen des Streites um den einzuschlagenden Weg (und schon gar nicht wegen verschiedener „Weltanschauungen“) die Familie verlassen oder gewaltsam zu unserer Meinung bekehren: wir müssen uns fügen, einen Kompromiß schließen. So muß das „Alltagsverhalten im eigenen Hause“ zum „Quell der Weltordnung“ werden: „alles ist darin begründet, daß wir uns vertragen ... Der Einzelne muß von sich fordern: sich auf den Standpunkt eines jeden anderen zu versetzen ... offen zu bleiben im Hören, in Bereitschaft zu tätiger Hilfe und zum Revidieren der eigenen Ansichten“ (Jaspers). Ein Kompromiß zwischen „Weltanschauungen“ wäre Unwahrhaftigkeit; hier gilt kein Vergleich, sondern nur Auseinandersetzung; alles Geltenlassen des anderen Glaubens zerstört den eigenen: es kann nur eine Wahrheit geben! Im Bereich der Politik aber, in den Daseinsfragen, ist Kompromiß notwendig und unumgänglich für jede Gemeinschaft Einzelner, die miteinander existieren wollen. Die Unbedingtheit ihrer Glaubensüberzeugungen (die ihre geistige Freiheit begründet) wird dadurch nicht beeinträchtigt, sondern im Gegenteil erst eigentlich in Reinheit ermöglicht; die politische Partei aber, die von Weltanschauungen absieht, kann sich ganz auf ihre ursprünglichen Aufgaben beschränken und diese um so besser erfüllen. Damit wir uns nicht mißverstehen: das soll nicht heißen, daß z. B. eine „Politik aus christlicher Verantwortung“, wie sie die CDU vertritt, zu einer solchen „Weltanschauungspolitik“ führen müßte: man kann die politische Entscheidung sehr wohl aus christlichem Geiste treffen; wenn man nur die Scheidung reinlich durchführt und sich nicht auf den „Boden“ des Christentums stellt, statt auf den der Politik! Das Ergebnis einer Politik aber, die mit dem Glauben anfängt, oder eines Glaubenskampfes, der mit politischen Mitteln ausgetragen wird, ist stets das gleiche: Saalschlacht statt Diskussion; und der Weg von Stuhlbein und Bierseidel zur Gaskammer kann im zwanzigsten Jahrhundert erfahrungsgemäß erstaunlich kurz sein! Es ist sonnenklar und wiederholt erwiesen: eine Weltanschauungspartei strebt nach Totalherrschaft, denn eine Weltanschauung ist ihrem Wesen nach total — sogar eine „antitotalitäre“!

Die Aufgabe unserer Mitglieder? — Ich höre es förmlich im Sprechchor: Stärkt unsere Reihen! Schließt sie fester zusammen! Werbt, auf daß sich möglichst viele zu uns bekehren, zu unserer Idee!

Kommt es wirklich so sehr darauf an? Ist das wirklich die Aufgabe einer Partei? Ziel einer politischen Partei ist, um es zu wiederholen, daß vernünftige Politik getrieben wird! Solche Politik entspringt aber nicht automatisch „unserer Idee“, überhaupt keiner Idee, sondern dem Suchen nach der richtigen Lösung, nach der Wahrheit, die niemals auf einer Seite allein ist, sondern stets verstreut und verborgen, und die wir uns erst zusammensuchen müssen: in der Diskussion nämlich. Unsere Partei ist nicht das Letzte, worauf es ankommt; gefunden haben wir die Wahrheit nämlich nicht. Und einzig diese müssen wir suchen (als Mittel zu diesem Zweck ist uns unsere Partei wichtig) — und keine Meinung durchsetzen.

Je fester wir „unsere Reihen schließen“, desto mehr entfernen wir uns von den übrigen Parteien (die naturgemäß dasselbe tun) und von der großen Masse der Parteilosen, die uns immer weniger verstehen. Aus elastischen Gruppen, die sich anläßlich politischer Meinungsverschiedenheiten bilden, werden starre Blöcke, die Meinungsverschiedenheiten erzeugen; aus Staatsbürgern, die Partei ergreifen, werden Parteigänger, denen der ganze Staat nicht paßt, solange ihre Partei nicht am Ruder ist. — Wenn da ein Parteiredner schmettert: „Wir haben keine Reaktionäre in unseren Reihen!“; so zeugt das von einer erschreckenden Ahnungslosigkeit. „In unseren Reihen!“ Sind wir eine Marschkolonne? Wir haben es satt, in Reih und Glied zu marschieren! — Ich glaube, man darf die Behauptung wagen: die Parteien, wie sie 1945 aufgezogen wurden, sind ein schweres Hindernis, das man unserem Volk auf seinen ohnehin nicht leichten Weg zur Demokratie gelegt hat. Wo nämlich wäre dieser Weg gelaufen? — Bewußtwerden der eigenen staatsbürgerlichen Verantwortung (das geht nicht von heute auf morgen); Bemühen um eigenes politisches Denken; — was aber geschah? Es wurden Parteien und damit „Weltanschauungen“ offeriert (als gäbe es nur diese angebotenen Alternativen!), zu denen man sich nur noch zu „bekennen“ brauchte, um sich das anstrengende eigene Denken zu ersparen. Ist es erstaunlich, wie gern der Deutsche, gewohnt regiert zu werden, diese Möglichkeit ergriff? — Anstatt Ansätze zu einer echten neuen Gemeinsamkeit (wie sie in den Maitagen 1945 hier und da sichtbar geworden waren!) mit aller gebotenen Zurückhaltung auszunutzen, wurden Gegensätze aufgerissen und unter der katastrophalen Einwirkung der Parteipresse (eine andere war nicht zugelassen) und eines verhängnisvollen Wahlsystems vertieft und verfestigt.

Und so ist nun die Situation: „Aktivisten“ in den Parteivorständen „halten Linien ein“, ohne nach rechts oder links zu blicken; ein kleiner Kreis „Organisierter“ macht begeistert mit und freut sich über jedes neue Wahlplakat, das der übrigen Bevölkerung (die immer noch die überwältigende Mehrheit bildet) — soll man sagen: Gott sei Dank? — allenfalls zu müden Witzen Anlaß gibt.

Bei Lichtenberg las ich den Satz: „Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber soviel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.“

Das Reich der Antike

In dem Buch von Dr. Ernst Kocherthaler: „Das Reich der Antike“, das in drei Bänden — zwei Text- und einem Bildband — demnächst im Verlag für Kunst und Wissenschaft, Baden-Baden, erscheinen soll, wird der große Versuch unternommen, endlich wieder einmal in zusammenfassender universaler Schau den Sinn der Weltgeschichte zu deuten. Wir bringen mit Zustimmung des Autors und des Verlages hier die Zusammenfassung der Ergebnisse.

1. Die Weltgeschichte entwickelt sich nicht allmählich aus der Vorgeschichte. Eine Revolution aller menschlichen Lebensformen trennt Vorgeschichte und Weltgeschichte. Dieses historische Ereignis ist ins 43. Jahrhundert vor Christus zu datieren und in Ägypten zu lokalisieren.

2. Diese Revolution von der Vorgeschichte zur Geschichte verwandelt im Laufe weniger Generationen das nomadische oder halbnomadische Leben der Horden und Stämme in den Agrarstaat sesshafter Bauern und Bürger.

3. Das hermetische Weltbild und die Erfindung der Schrift bilden die Grundlage der Kultur. Sprache und Recht erhalten eine kanonische Ordnung. Das gleiche Recht für alle wird schriftlich festgelegt und von beamteten Richtern verwaltet. Als Beweismittel wird der Eid eingeführt.

4. Staatsverwaltung, Manufaktur, Bergbau, Agrikultur, Heer und Flotte werden organisiert. Schöpfer dieses Systems ist der erste Pharao Min (Menes), identisch mit der kretischen Gottheit Mino. Dieser Reichsgründer wird zum „Großen Gott“ erklärt. Min, „der da währt“, der „Ewige“, wird zum Urbild des antiken Gottkönigtums.

5. Min vereinigt Oberägypten mit Unterägypten. Er begründet das erste Imperium der Weltgeschichte, das sich über Vorderasien bis nach Punt, das heißt bis zu den Küstenländern am Indischen Ozean im Osten, bis zur Balkanhalbinsel und dem Kaukasus im Norden, bis nach Nubien im Süden und bis mindestens Sizilien nach Westen ausbreitet.

6. Grundlage des minoischen Imperiums bildeten Seeherrschaft und Expeditionsheer mit leichten Waffen aus gehärtetem Kupfer. Durch Kanalisierung des östlichen Nil-Arms verband Min das Rote Meer mit dem Nil-Delta und konnte so die Flotte sowohl im Indischen Ozean wie im Mittelmeer nach Bedarf einsetzen.

7. Als Hauptstadt des Reiches erbaut Min die „Stadt der weißen Mauern“, das heutige Saqqâra, die Zitadelle von Memphis. Die Zitadelle war auf drei Seiten geschützt durch den Kriegshafen, dessen Wasserstand durch ein System von Kanälen und Schleusen mit Hilfe des Stausees im Fayum reguliert wurde.

8. Das System von Stausee, Nil-Kanälen und Schleusen verwandelt das Sumpfland des Nil-Tals in bewässertes Ackerland und ermöglicht derart die intensive Agrikultur.

9. Dank dieser Leistung wird der Reichsgründer und Gottkönig Min zugleich als Spender der Fruchtbarkeit und als Vegetationsgott verehrt.

10. Entgegen der vorgeschichtlichen Religion der Elementargötter vertritt die memphitische Theologie den Kulturgott in menschlicher Gestalt und die Erkenntnis Gottes als Geist und Wahrheit. Sein Gedanke, der zum Wort wird, hat nach memphitischer Lehre die Welt erschaffen. Der Schöpfergott Ptah gilt als Zusammenfassung aller Götter und verkörpert derart zum ersten Male den spirituellen Monotheismus.

11. Der Jahreskalender, der zugleich den Festkalender enthält, ist eine Schöpfung Mins aus dem Jahre 4236. Während in vorgeschichtlicher Zeit die Monde als Zeitmaß galten, ist der minoische Kalender nach den zwischen den Nilüberschwemmungen liegenden Zeiträumen orientiert.

12. Das Jahr wird in drei Jahreszeiten nach den Phasen der Nilüberschwemmung eingeteilt. Jede Jahreszeit wird eingeleitet durch ein Götterfest, das zugleich die göttliche Nachfolge des Reichsgründers im jeweils regierenden Pharaon durch das Mysterium der Neugeburt zelebriert, wie auch die agrare Wirkung der Jahreszeit kraft imitativer Magie herbeiführt.

13. Das Mysterium von Tod und Wiedergeburt wird so zugleich der Hauptakt des Staatskults im Sinn der Wiederverkörperung des Reichsgründers in seinen Thronfolgern wie Symbol der stets wieder auflebenden Vegetation. Im esoterischen Sinne wird das Mysterium zur Verheißung individueller Erlösung durch den Himmelsflug des „Großen Gottes“.

14. Gegen die Vergottung des regierenden Pharaon durch die memphitische Lehre opponiert im Alten Reich die Priesterschaft von Heliopolis, vom Mittleren Reich an die Priesterschaft von Theben. Der anthropomorphe Gott wird unter den Namen Osiris und Amon von der Person des lebenden Pharaon getrennt und als abstrakte Gottheit (Osiris) oder in der Gottes-Statue (Amon) verehrt.

15. Die Provinzen des minoischen Reiches, die sich nach Übernahme der minoischen Religion und Kultur rasch selbständig machten, wandeln die minoische Gottesfigur gleichfalls unter verschiedenen Namen ab, wie Adonis, Thamuz, Baal, Manu und Dionysos. Der gemeinsame Ursprung bleibt erkennbar an der Koinzidenz von Königsgott und Vegetationsgott, von Rechtsordnung, Stiersymbol und Festritten. Auch bleibt eine enge Verbindung zum weltlichen Königtum bestehen.

16. Von Ägypten und Kreta aus kommt das Mysterium auch in das spätere Griechenland. Dort wird der Dithyrambos, ein Oratorium am Doppeltor des Gottes Min, zur Tragödie weiterentwickelt. Drama und harmonische Musik sind minoischen Ursprungs.

17. Die mosaische Reformation reinigt die Offenbarung der memphitischen Theologie vom Sündenfall weltlichen Gottkönigtums der Pharaonenreligion und führt das zur Reinheit berufene Volk in die Wüste. Im Gegensatz zum Gottkönigtum erwächst unter dem Pariavolk der Israeliten die erste reine Theokratie.

18. Das Buch Genesis der Bibel spiegelt den hier festgestellten historischen Ablauf als Erschaffung des Naturmenschen der Vorgeschichte (1, 27), Wiedergeburt des Menschen zur Begründung der Kulturordnung (2, 7 ff.) und als Sündenfall der Selbstvergottung des Menschen (3, 5—7).

19. Bei den Juden erstarrt die Offenbarung zum nationalen Gesetz. Das Gottkönigtum der Pharaonen wird von den römischen Cäsaren übernommen, denen das ägyptische System durch Kleopatra vermittelt wird.

20. Die spezielle Offenbarung Christi und die Mission des Paulus reinigen die Erlösungsreligion zugleich vom minoischen Gottkönigtum („Mein Reich ist nicht von dieser Welt“) und vom jüdischen Nationalismus (das „Israel im Geiste“ des Apostels Paulus).

21. Seit der speziellen Offenbarung Christi wird die Geschichte von der Polarität beherrscht zwischen der universalen Menschheitsreligion und dem Rückfall in nationalistische Ersatzreligionen.

Die Erinnerungen sind nicht verbrannt

Dieses ist der Bericht des Juden Alexander Stern, der aus Auschwitz nach Berlin zurückkehrte. Er entstand aus zwanglos geführten Gesprächen, sie wurden lediglich ein wenig geordnet und der Gegenrede beraubt.

„Ich schreite durch die Tage wie auf gummiweichen Sohlen. Rings um mich ist das Leben, und ich werfe neugierig-fragende, ungläubige Blicke nach rechts und nach links und mitunter auch vorwärts. Nur rückwärts wage ich nicht zu blicken. Mitunter allerdings wird die Erinnerung an die Dinge, die ich auf der langen Strecke meines Lebens hinter mir gelassen habe, durch irgendeinen Anlaß ausgelöst, so wie das Erinnern an einen bösen Traum durch eine Assoziation aufzuckt und noch nachträglich das Herz schneller schlagen läßt oder den Sinn beklommen macht. Dann eilt die Erinnerung mir nach, sie holt mich ein und packt mich mit ihren gewaltigen Händen.

In solchen Augenblicken stehe ich gewissermaßen zwischen den Zeiten, einer Vergangenheit, die endgültig versunken ist, einer Gegenwart, an der ich nicht teilhabe, und einer Zukunft, mit der ich nichts anzufangen weiß. Ich blicke dann zurück auf die lange Straße der Vergangenheit, die bedeckt ist mit den Kadavern von Wünschen, Hoffnungen und Sehnsüchten, von Plänen und Ehrgeiz. Man ist im allgemeinen geneigt, die Gegenwart als einen Kreuzweg zu bezeichnen, an dem sich Vergangenheit und Zukunft schneiden, mir aber hat sich die Erfahrung aufgenötigt, daß es auch eine Gegenwart gibt, die nichts von beiden in sich birgt und wie ein luftleerer Raum ist.

Das kann nur jemand verstehen, der wie ich jäh von der Bahn seines Lebens abgedrängt wurde in die abseitigen, unterirdischen Bezirke, die wie die Inseln der Leprösen abgeschnitten sind von den Strömen des Lebens, denen alle Venen, die sie mit der Welt verbanden, abgebunden waren, deren Atem und Herzschlag bis auf ein Mindestmaß herabgedrosselt wurden, bis sie schließlich in den Gaskammern vom Pesthauch des Todes angeweht wurden, sofern sie nicht schon vorher eines qualvoll natürlichen Todes gestorben waren. Wer die Impulse der Gegenwart wie elektrische Funken spürt und erwartungsvoll in die Zukunft blickt, vermag die Bürde seiner Vergangenheit leichter zu tragen, da Gegenwart und Zukunft die Last vermindern. Wer aber aus dem Höllental des Todes wieder in ein Leben emporgeschleudert wird, das ihn kurz zuvor wie ein gefährliches Gift ausgespien hat, der öffnet nicht einfach die Tür, die hinter ihm zugeschlagen wurde, tritt über die Schwelle und steht wieder in dem Raume, den er einstmals verlassen mußte, denn der Raum ist nicht mehr derselbe; an seinen Wänden hat sich inzwischen der Hauch einer Zeit niedergeschlagen, in der mein Atem nicht war, in seinem Bereiche bewegen sich Menschen, mit denen ich zwar einmal gelebt habe und von denen ich den einen oder anderen noch kenne, die mir aber nur widerwillig oder bestenfalls gleichgültig Platz machen. Wir müssen uns mit der immer wieder erstaunlichen Tatsache abfinden, daß man nicht einfach wieder an Früheres anzuknüpfen vermag. Wo geknüpft wird, bleiben Knoten zurück, und wenn die Gedanken

am Faden des Lebens entlanggleiten, werden sie stets an diesen Knoten hängenbleiben.

Ich bin nun zurückgekehrt aus der Unterwelt, in die man mich mit roher, gewalttätiger Faust hinabgestoßen hatte, aber außer der großen Verwunderung, daß mir das Leben erhalten geblieben ist, ist nichts in mir, keine Aufgeschlossenheit zur Gegenwart, keine Hoffnungsfreudigkeit für die Zukunft; ich bin müde, verwirrt und mißtrauisch. Meine Füße berühren zwar den Boden der verwüsteten Stadt, und doch habe ich stets das Gefühl, im Raume zu verschweben; ich spreche zwar mit den Menschen, aber mir ist, als verständigte ich mich mit ihnen wie durch ein Cellophanglasfenster; ich bediene mich zwar der kümmerlichen Reste einer zerschlagenen Zivilisation, aber es geschieht beinahe ohne Bewußtsein, fast mit dem Mechanismus eines Automaten. Ich will nicht rückwärts blicken, aber der Anblick dieser Stadt lenkt meine Gedanken doch immer wieder in die Vergangenheit. Ich kann nicht vergessen, ich will auch nicht vergessen, und selbst wenn ich es wollte, ließe mich die Vergangenheit nicht los; sie hält mich eisern umspannt und stößt mich wieder zurück, wenn ich einmal einen Schritt vorwärts getan habe. Denn die Erinnerungen sind nicht verbrannt.

Ich durchstreife die Stadt nach allen Himmelsrichtungen, und überall winkt mich die Vergangenheit mit herrischem Finger heran, doch alles ist zerstampft, verbrannt und zerborsten, nackt, häßlich und widerwärtig.

Es treibt mich ruhelos zu den Stätten, in denen sich mein früheres Leben vollzogen hat, bis es eines Tages jäh unterbrochen wurde. Zwar hatte sich der Bruch lange vorher schon angekündigt. Die Feuer, die seit jener Januarnacht des Jahres 1933 ständig über unseren Häuption geschwebt hatten, bereit, auf einen einzigen Zungenschlag desjenigen, der sich zum Führer des deutschen Volkes aufgeschwungen hatte, auf uns herabzustürzen, zwar waren diese Feuer immer tiefer gesunken und hatten uns mit ihrer Lohe schon fast versengt, zwar hatte sich der Ring, der mit Gesetzen, Verordnungen, Erlassen, geschriebenen und ungeschriebenen Verboten um uns gelegt war, immer enger geschlossen, daß er uns fast zu erdrosseln drohte; zwar waren da und dort schon Verwandte und Freunde auf eine Art verschwunden, die nicht lange geheimnisvoll geblieben war, aber die meisten von uns waren noch nicht vom Verdikt der Menschenvernichter getroffen worden. Zwar haben die Juden Unterdrückung und Ächtung, Haß und Verfolgung immer als etwas Selbstverständliches, als ein ihnen von Gott auferlegtes und unabänderliches Schicksal hingenommen und häufig sogar mit einer gewissen Eitelkeit getragen, aber diese Verfolgung war doch ganz neu. Sie zwang uns in ein unsichtbares Ghetto, dessen Verschluß uns nicht hinter Eisentore und Steinmauern zwang, sondern Gitter um uns errichtete, dessen Einzelstäbe von einem machtesessenen und haßerfüllten Staatswesen aus hintergründiger Tücke, ausgeklügelter Schikane und würgender Einengung geschmiedet wurden. Ich will hier nicht die einzelnen Maßnahmen aufzählen, die uns immer mehr den Atem absperreten und unsere Schritte hemmten, sie sind zu bekannt, als daß sie einer neuerlichen Aufzählung bedürften. Ich will auch nicht die vielen kleinen Listen erwähnen, die uns hier und da einen Atemzug an unerlaubter Luft verschafften. Ich gestehe ganz offen, daß auch ich zu denen gehörte, die mit kleinen Seitenschritten der geballten Faust, die uns

niederstieß, auszuweichen suchten, und mich im übrigen mit einem „Wie Gott will“ in ein unabänderliches, vorbestimmtes Schicksal fügte. Inzwischen bin ich zu der Erkenntnis gelangt, daß das dumpfe Gottvertrauen den ersten Christen, die sich in den Arenen Roms den reißenden Bestien darboten, ebensowenig gut getan hat wie den letzten Juden, die den Rufen der Henker widerstandslos folgten und sich ergeben in die Gaskammern und Massengräber treiben ließen. Wenn behauptet wird, daß nur der Glaube an den allmächtigen, allgütigen Gott uns dazu befähigt habe, all das überhaupt zu ertragen, so wage ich dagegen die Behauptung zu setzen, daß gerade diese Schicksalsergebenheit uns die Kraft der Auflehnung genommen und wesentlich dazu beigetragen hat, uns zur Untätigkeit zu verdammen und uns untergehen zu lassen.

Ich erinnere mich sehr genau der Zeit, da die Abholungen und Verschleppungen begannen. Zuerst drangen Nachrichten hiervon aus dem Reiche zu uns. Aus Stettin, so hieß es, seien alle Juden abtransportiert und in ein Lager nach dem Osten gebracht worden. Wir glaubten es nicht — weil wir es nicht glauben wollten, und auch als die Nachrichten sich verdichteten und zur Gewißheit wurden, taten wir sie als Greuelmärchen ab oder redeten uns auf einen Übergriff untergeordneter Stellen aus, obwohl die Sprecher der Partei und des Staates wiederholt von unserer geplanten Ausrottung gesprochen hatten.

Als dann auch in unsere Reihen die ersten Lücken gerissen wurden, da ein Bekannter und dort ein Arbeitskollege verschwand, ohne daß auch nur der Hauch einer Spur zurückblieb, da versuchten wir die Methoden zu ergründen, nach denen die Verschleppungen durchgeführt wurden, und dünkten uns gerettet, wenn die Rechnung zu ergeben schien, daß gerade wir nicht zu denen gehörten, die in den Rachen der großen Bestie geworfen werden würden. Die Rechnung war falsch, immer wieder falsch, aber sie wurde dennoch stets neu aufgemacht, und jeder rechnete sich noch eine Chance aus, sich dem tierischen Griffe zu entziehen.

Vor ein paar Tagen habe ich vor dem Hause gestanden, in dem ich zuletzt gewohnt habe. Es ist heute nur eine Ruine, die nackten, häßlichen, verrußten Außenmauern umschließen nur eine leere Höhle und einen wüsten Haufen von Eisen, Steinen und Schutt; es ist eine Ruine wie tausend andere in Berlin, nichts Auffälliges ist an ihr, viele Menschen gehen täglich an ihr vorüber, ohne auch nur einen Blick auf sie zu werfen. Ich aber stand lange vor dem leeren Gemäuer und suchte den Winkel, in dem ich Nacht für Nacht mit offenen oder krampfhaft geschlossenen Augen und angespannten Sinnen gelegen habe, ehe die völlige Erschöpfung mich in den Schlaf sinken ließ. Die Tage waren angefüllt mit Arbeit, aber die Nächte waren leer, sie umklammerten uns mit einer furchtbaren, tödlichen Stille, wußten wir doch, daß die große Bestie ihre Opfer nächtens aus den Wohnungen zu schleppen pflegte. So legten sich die Gefahren, die wir in der Dunkelheit sprungbereit zu lauern wähten, wie ein schwerer Alp auf die Brust und würgten uns an der Kehle. Jedes nächtliche Geräusch, auch das harmloseste, war wie ein spitzer Stich in die Brust. Das Kreischen einer Autobremse, das Klappern einer Haustür, feste Schritte im Treppenhaus oder auch nur eine laute Stimme ließen das Herz sofort rasende Takte schlagen, meine Frau erschrocken auffahren und einen ersticken Schrei ausstoßen. Nacht für Nacht hat in diesem Hause, das sich nun meinen Blicken als klägliche Ruine darbietet, das schreckliche Schweigen der Nacht auf uns

gelastet, daß wir uns vor Grauen nicht zu rühren wagten, und heute noch wird meine Haut von einem Schauer überlaufen, wenn ein nächtliches Geräusch mich unversehens anfällt.

Ich glaube, daß es notwendig ist, etwas über die Furchtgefühle zu sagen, die uns ständig im Nacken saßen und nicht abzuschütteln waren. Es war nicht Furcht oder Angst schlechthin. Was ständig in uns zitterte, das war eine immerwährende innere Unruhe, ein ununterbrochenes Gehetzsein, eine würgende Lähmung, dem übermächtigen, zu allem entschlossenen, zu allem fähigen, unberechenbaren und eiskalten Feinde wehrlos ausgeliefert zu sein.

Wir sahen mit an, wie unsere Tochter, eine junge Witwe mit zwei Kindern, eines Nachts in jenen Möbelwagen getrieben wurde, mit dem man die Juden Berlins abzuholen pflegte. Wir kamen gerade hinzu, als sich ein Verwandter meiner Frau aus dem Fenster stürzte und auf dem Straßenpflaster zerschellte, weil er sich dem Zugriffe der Henkershelfer nicht mehr zu entziehen vermochte. Ich hatte oft das drängende Gefühl, laut in die Straßen und Häuser hineinschreien zu müssen, die Menschen aus ihren Wohnungen zu reißen und ihnen zu zeigen, was da mitten unter ihnen mit unschuldigen Menschen geschah. Es war nicht Feigheit, die mir den Mund verschloß. Es war die schaurige Gewißheit, daß auch die Donnerstimme Gottes das Gewissen dieses Volkes nicht zu erwecken vermöchte, zu fest und zu tief hatte es sich das Wachs der Unduldsamkeit, der Fahrlässigkeit, des Hasses und der Gleichgültigkeit in die Ohren gestopft, zu sehr wohl hatte sich die Schlinge schon um ihren eigenen Hals zugezogen.

Die Gegend rings um den Güterbahnhof, von dem aus ich selbst schließlich deportiert wurde, ist übrigens fast völlig zerstört worden, die Fabrik, in der ich Zwangsarbeit leistete, ist nur noch ein Dschungel von niedergebrochenen Eisenkonstruktionen, eingestürzten Mauern und aufgerissenen Geleisen, und auch die Straße, aus der meine Tochter und meine Enkel verschleppt wurden, ist in eine düstere Schlucht von Ruinen verwandelt worden.

Ich erwähne das nur so nebenbei, als einfache Feststellung, denn es ist keine Genugtuung in mir, ich glaube auch nicht an die sogenannte ausgleichende Gerechtigkeit. Ich vermag nämlich nicht einzusehen, weshalb diese Gerechtigkeit des Umwegs über die Apokalypse bedarf, um sich zu demonstrieren.

Ich könnte noch viele Stationen unseres Leidensmarsches schildern, aber das haben andere bereits getan, und zwar besser, als ich es zu tun vermöchte. Ich wollte ja auch nur deutlich machen, auf welchen Tenor meine Seele gestimmt ist, nachdem ich jetzt in diese Stadt zurückgekehrt bin. Ich sagte wohl schon einmal, alles sei so seltsam unwirklich, ich ginge in der Stadt wie auf einem weiten Gräberfelde umher, es ziehe mich wie mit magischer Kraft zu den Stätten, an denen sich früher mein Leben vollzogen hat. Dieses Leben hat keine lebendige Beziehung zu meiner gegenwärtigen Existenz. Das hat nichts zu tun mit dem Verluste der früheren Lebensbedingungen, mit der Unmöglichkeit, die bürgerliche Behaglichkeit, die uns früher auszeichnete, zurückzugewinnen. Die Veränderung liegt also nicht oder nicht ausschließlich in der materiellen Sphäre; sie ist in den Menschen dieser Stadt, die mir früher so vertraut waren und heute so ganz fremd sind, und letztlich in mir selbst. Ich habe früher — und ich bitte sehr darum, mir das

zu glauben — keinen Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden gemacht. Jude oder Nichtjude zu sein, galt mir lediglich als ein nicht weiter bemerkenswerter Zufall. Ich habe stets nur die menschliche Substanz gewertet. Ich gehörte allerdings zu denen, die nicht unbedingt an einer bizarren Judenhaftigkeit glaubten festhalten zu müssen und sich dadurch selbst in eine verhängnisvolle Isolierung trieben; verhängnisvoll deshalb, weil die Juden, als ihre bürgerliche Emanzipation längst hergestellt war, es sich selbst untersagten, die Tore der Ghettos endgültig zu durchschreiten und die atavistische Erinnerung an das sogenannte heilige Land zur kategorischen Forderung erhoben. Sie haben hierdurch den Prozeß der Assimilierung entscheidend gehemmt und alle jene, die sich den selbstgegebenen Ghattogesetzen nicht mehr zu beugen gewillt waren, als Abtrünnige bezeichnet, deren Namen unrein waren und nicht mehr genannt werden durften. Ich meine nämlich, daß der Glaube, eine jahrtausendealte Tradition unverändert bewahren zu müssen, uns erst in die Enge der Ghettos getrieben und uns später nicht aus ihr entlassen hat, daß uns erst die blinde, beinahe pathologische Ergebenheit in den angeblichen Willen Gottes, der das auserwählte Volk von seinen Bedrückern erlösen und die Bedrucker vernichten würde, zu Märtyrern gemacht hat. Ich halte den Stolz auf diese Tradition für höchst fragwürdig, denn ein Stolz, der sich nicht auf eine Leistung, eine eigene oder kollektive, sondern lediglich auf die Zugehörigkeit zu Volk, Rasse, Partei oder sonst einer Gruppe gründet, ist so lächerlich, wie der Gruppenhaß gefährlich ist.

Ich erwähne das alles nicht um der rhetorischen Übung willen, sondern um meine Einstellung zum jüdisch-deutschen Verhältnis darzutun und das, was ich jetzt zu sagen habe, verständlich zu machen und jedes Mißverständnis auszuschließen. Die willige Aufgeschlossenheit, die selbstverständliche Einordnung, die freundschaftliche Gemeinsamkeit sind wie loser Putz nach und nach abgebröckelt und schließlich ganz abgefallen, und an ihre Stelle ist ein tiefes Mißtrauen getreten, das ständig eine unerträgliche Spannung erzeugt. Es wäre alles einfach und leicht, wenn ich hassen könnte, es wäre ein begründeter, sogar ein gerechter Haß, und ich leugne gar nicht, daß, wenn die Qual übergroß wurde und die dunklen, stinkenden Schwaden aus den Schornsteinen der Verbrennungsöfen in den Himmel stiegen, daß sich dann eine furchtbare Stimme in mir erhob, die wie im zweiten Buch Mosis Auge um Auge, Zahn um Zahn, ja, mehr noch, einen wilden Amoklauf durch die Straßen jener Stadt forderte, die mich ausgestoßen hatte. Diese Racheanwandlungen wurden aber stets sehr bald von den Erinnerungen überdeckt, daß es in dem weiten Meere von Feindschaft und Haß, von Gleichgültigkeit und Unterwürfigkeit auch Inseln der Menschlichkeit gegeben hat. Ich erinnerte mich dann gern an eine alte, einfache Frau, die mir in der Untergrundbahn heimlich eine Tüte mit Äpfeln zusteckte, als sie den gelben Stern an meinem Mantel entdeckte; ich habe nicht vergessen, daß mir Arbeiter stumm die Hände gedrückt oder mir Mut zugesprochen haben; ich weiß noch, daß ein Beamter meines Polizeireviere mich von einer bevorstehenden Aktion verständigte, wie Kunden meines Geschäftes mir nach jener berühmten Kristallnacht mit Tränen in den Augen halfen, die Trümmer zu beseitigen. Das alles gehört ebenfalls zu meinen Erinnerungen, und es ist gut, daß sie nicht verbrannt sind.

Dennoch ist jetzt etwas in mir, das früher nicht da war: das Mißtrauen. Der unbefangene Gruß von Mensch zu Mensch, der unvoreingenommene Blick von Auge zu Auge sind verlorengegangen, weil mir schmerzlich bewußt ist, daß in meinem früheren Leben vieles Täuschung und Irrtum gewesen sein muß, daß ich Vertrauen gegeben, wo ich Lüge empfangen habe, daß ich ehrlichen Willens gewesen bin, wo mir nur mit Heuchelei begegnet worden ist. Muß ich, nach allem, was geschehen konnte, nicht in jedem, den ich von früher nicht ganz genau kenne und dessen Haltung mir bis zu dem Augenblicke, da man mich in den Waggon stieß, ganz vertraut war, muß ich also nicht in jedem Fremden einen Protagonisten jenes höllischen Systems sehen, das die tödlichen Gase in die Gaskammern strömen ließ und die Feuer unter den Öfen der Krematorien unterhielt? Muß ich nicht in jedem einen Nutznießer eben jenes Systems vermuten, sei es nun ein Nutzen durch eine erhöhte Dividende oder auch nur durch eine verbilligte Ferienreise, und weiß ich nicht zugleich, daß dieser Nutzen nur dadurch erzielt werden konnte, daß man uns und andere Völker schamlos ausraubte? Dieses tiefe Mißtrauen, das zum beherrschenden Gefühl in mir geworden ist, wird gespeist aus vielen Quellen, die heute noch unterirdisch durch Deutschland fließen und deren Gischt uns immer wieder anspritzt. Ich habe heute noch nicht das Gefühl, daß ich mich aus der geduckten Haltung, in die mich der Nationalsozialismus unter dem Beifall der Menge zwang, zu meiner vollen Größe aufrichten darf. Ich könnte es mir leicht machen wie viele meinesgleichen und mich auf das Jüdische in mir zurückziehen; ich könnte einfach behaupten, ich hätte innerlich niemals etwas Deutsches in mir gehabt, und Berlin sei eben nur äußerlich und zufällig meine Heimat gewesen. Nein, so einfach darf man es sich nicht machen. Es ist da etwas, was mich hier festhält, was mich an diesen umgepflügten Steinacker bannt und den ich um nichts mit einem unbeschwerten Dasein in den funkelnden, glatten Städten Amerikas oder Australiens vertauschen möchte. Die Trümmer dieser Stadt, diese Leichensteine und Scheiterhaufen sind nicht tote Materie, nicht nur Anhäufungen von Stein und Eisen, sie umschließen nicht nur jenen Abschnitt meines Lebens, da man mich mit Gewalt und Bosheit Stufe um Stufe hinabstieß bis zur Sohle des Grabes, in dem man uns lebendig einschloß — diese Stadt ist die erste Landschaft, die mein Auge schaute. Kein Eukalyptushain kann jemals im Scheine der untergehenden Sonne erglänzen wie ein paar märkische Kiefern, kein noch so gewaltiger Wasserfall kann sich messen mit dem zärtlichen Schwunge der Havel oder der Spree, und kein Grazioso fremder Laute kann sein wie die Melodie jener derben, zupackenden Sprache, die meine Zunge zuerst geformt hat.

Halten Sie mich nicht für einen sentimental alten Mann, der einer früheren Geliebten wiederbegegnet und von Rührseligkeit überwältigt wird. Die Empfindungen, die mich bewegen, sind Zorn und Trauer; Zorn, daß es geschehen konnte, daß ein arbeitsames, gutartiges Volk fahrlässig und gutgläubig zum furchtbaren Werkzeug wurde, und Trauer, daß es immer noch nicht zu den Quellen echter Menschlichkeit zurückgelangt ist. Es wird nötig sein, einen neuen Anfang zu suchen, und hierin sind wir uns erstaunlich gleich, und es ist unerläßlich, sich der traditionellen Vorurteile zu entledigen, und auch hierin sind wir uns ähnlich. Die tiefe Zuneigung zu unserer Stadt, deren Ruinen wie Grabmale unserer Erinnerungen errichtet sind, wird uns dabei behilflich sein."

R u n d s i c h a n

Wider die Bürokratie. Man erinnert sich an eine ganz besonders wirkungsvolle Karikatur in einer großen Berliner Tageszeitung, auf der dargestellt wurde, wie die Bürokraten beim Verlassen ihrer Amtsräume je eine Krone auf den Kleiderständer hängen und dafür einen schlichten Zivilhut eintauschen. Man kann sich kaum eine einfachere und doch so völlig überzeugende Charakterisierung des Bürokraten denken, dem die Abneigung — ja der Haß — der gesamten deutschen Bevölkerung nicht zu Unrecht zuteil geworden ist. Daß wir durchaus den pflichttreuen, sauberen und kenntnisreichen deutschen Beamten von dem Bürokraten trennen, bedarf keiner Versicherung. Heute ist es aber so weit, daß das Überwuchern einer unfähigen und zum Teil völlig korrumpierten Bürokratie die Ablehnung des Staates überhaupt infolge dieser seiner unsympathischen Vertreter erheblich und in besorgniserregender Weise gesteigert hat. Wozu die neue Polizei, besonders die sedistische der Ostzone, aber auch die Grenzpolizei im Westen — halb naßforscher Unteroffizier, halb SS-Mann — ein gerüttelt und geschüttelt Maß beigetragen hat. Deshalb werden wir jede Unterstützung in dem Kampfe gegen die Bürokratie, den Krebschaden — im übrigen nicht nur in Deutschland —, willkommen heißen. So freuen wir uns, auf eine Broschüre von Ernst Glaeser mit dem Titel „Wider die Bürokratie“ hinweisen zu können, die als Nr. 2 der „Streitschriften“ im Harriet-Schleber-Verlag, Kassel, erschienen ist. (Nebenbei sei bemerkt, daß von Glaesers Romanen inzwischen sowohl der „Jahrgang 1902“ im Limes-Verlag, Wiesbaden, wie „Der letzte Zivilist“ im Freiheit-Verlag, Heidelberg, neu erschienen sind.) Glaeser geht in dieser gescheiten und blitzblank pointierten Schrift von der Konstatierung der europäischen Unruhe und ihren Gründen aus. Er legt dann überzeugend dar, wie die Bürokratie entstanden ist, dank vor allem der unglücklichen Entwicklung der deutschen Geschichte, und wie dieses Gespenst der Bürokratie in ihrer anonymen Verantwortungslosigkeit Europa zu ersticken droht. Gerade die Anonymität und die dadurch bedingte Verantwortungslosigkeit gehören zum Wesen der Bürokratie. Aber hören wir Glaeser selbst:

„... Es ist ebenso ihre Pflicht, in Zeiten des Überflusses diesen Überfluß vor der Vergeudung durch den Vielfraß oder vor dem Verderb durch die Profitgier zu schützen, damit der Mensch seiner Gewohnheit, zu essen, zu trinken und unter einem Dach zu schlafen, ungehindert nachgehen kann.

Es ist weiterhin ihre Pflicht, in den Zeiten der Not und des Mangels alles, was das Ingenium des Menschen oder die Natur ihm erschuf, öffentlich so zu verteilen, daß nicht eine bedeutende Anzahl der Menschen ihre Gewohnheit, zu essen, zu trinken und unter einem Dach zu schlafen, entweder blutig schnell oder würgend langsam aufgeben muß, während ein geringerer Rest diese Gewohnheiten schlau und unbekümmert aufrechtzuerhalten vermag.

Marx oder Lenin hat einmal mit vollem Recht gesagt, der staatliche Zustand der Menschen müsse so weit gedeihen, daß er von einer Köchin geleitet werden könne. Heute sind wir dahin gelangt, daß nicht zehn Köchinnen genügen, um einen Menschen zu ernähren, und zwanzig Bürokraten nicht, um die Blöße eines Kindleins zu bedecken.

Dennoch werden diese Beamten, damit sie ihre Befugnisse, die sie ausüben sollten, und damit sie ihrem lebensfreundlichen Handwerk unbeschwert nachgehen könnten, immer noch und ohne Murren bezahlt. Das bedeutet, daß die Bewohner der europäischen Staaten einen bestimmten Teil des Einkommens ihrer Hände und ihres Geistes abgeben ...

Jeder von uns weiß, welche Unsumme von Menschen- und Nervenkraft allein durch die Tausende von täglichen Gängen auf die verschiedenen Ämter verschwendet wird, bis man endlich auf den „zuständigen“ Mann trifft, der bestimmt dann gerade nicht zu sprechen ist. Man unterschätze nur ja nicht die Macht und die Gefahr der Bürokratie:

„... Sie ist das raffinierteste Werkzeug, das feinstgeschliffene Instrument, der geschmeidigste Dolch in der Hand derer, die, sei es als politisch sichtbare Partei, sei es als verborgene Gruppe, sich verschworen haben, die menschliche Freiheit zu ermorden.

Wir haben es in Deutschland erlebt, wie sich mit Hilfe der Bürokratie, mit Hilfe des Filzes ihrer Unabsetzbarkeit, mit Hilfe des Netzes ihrer Verordnungen und nicht zuletzt mit Hilfe jener Bewegungen, durch die sie in Zeiten des Mangels den Brotkorb zu senken oder zu heben vermag, ein Staat ebenso lautlos wie planvoll unterminieren läßt. Ja, wie der Mangel, den sie oft absichtlich schafft, geradezu zum Dynamit ihrer einäugigen Verschwörung werden kann ...

... Sie kennt nur Beziehungen in, unter und durch sich. Sie ist bar jedes Bezugs auf die schöpferischen Impulse des Lebens. Mit der schäbigen Wut einer nur durch ständige Teilung sich vermehrenden Mikrobe haßt sie die göttliche Gabe der Phantasie, welche den Menschen über die Ameise oder über die Wanze erhebt.

Ihr »Ideal« ist die Funktion. Ihr Typ ist der Funktionär. Ihr Glück zehrt sich aus in dem elenden und geduckten Gefühl, nichts als ein Werkzeug zu sein. Sie besitzt keine Lebenslinie. Sie kennt nur eine »Generallinie«. Im Grunde ist sie verdammt.“

Aus solcher Einstellung geht eindeutig hervor, wie sehr sich die Bürokratie jeder nach Totalität strebenden Gruppe zur Verfügung stellen wird, da sie ihr die „Rechtgläubigkeit“ schenkt.

„... Dann »regelt« sie die Kunst nach ihrem einzelligen Hirn. Dann »lenkt« sie die Wissenschaften nach ihrem Zweck. Dann normiert sie die Philosophie, um sich, sich selbst, ständig, beweisen zu können. Dann schafft sie den »Spez« und seinen Aufpasser, den Funktionär. Dann zwingt sie den Menschen zu, einem abstrakten »Glück«. Dann wird sie zur Inquisition.

Vom Dogma zum Kanon. Vom Kanon zum Sermon. Vom Sermon zur Litanei. Hier ist sie, die musikalische Tonleiter der Bürokratie. Sie herrscht und gedeiht wie ein Eunuch unter der starren Sonne pharaonisch-staatlicher Omnipotenz ...“

Als ihre Krönung sieht Glaeser „die Weltrevolution der organischen Menschenverachtung“.

„... Es gibt aber keinen Notstand und kein politisches System, welches die Aufhebung der menschlichen Grundrechte und die Vernichtung der persönlichen Freiheit zu rechtfertigen vermöchte. Mit ihrem Verlust schloß der letzte Akt des europäischen Bewußtseins. Mit ihrer Erwürgung: Das letzte Kapitel menschlicher Freiheit auf Erden.“

In dem Kampf gegen die Bürokratie begrüßen wir es, wenn der „Jahrgang 1902“, mit dem wir sicherlich nicht immer einverstanden waren, die Führung übernimmt.

Offen gesagt. Die gelegentlichen Auszüge, die bereits in der deutschen Presse aus den uns leider nicht zugänglichen Memoiren des amerikanischen Außenministers James Byrnes „Speaking frankly“ veröffentlicht worden sind, haben bereits einen Begriff von ihrem außerordentlichen Wert vermittelt, der jetzt durch einen zusammenhängenden vom Verlage der verdienstvollen „Neuen Zeitung“ herausgegebenen Auszug verstärkt wird. Will man die amerikanische Politik in ihrer Gesamtkonzeption verstehen und sich insbesondere über den Wandel klar werden, der in ihr hinsichtlich des Verhältnisses zur Sowjetunion seit dem Jahre 1945 eingetreten ist, will man die gegensätzlichen Ziele, welche „die beiden Riesen“ politisch verfolgen, in ihrer ganzen Tragweite begreifen, so ist die Lektüre dieses mit ebensoviel Freimut wie erquickender Menschlichkeit geschriebenen Buches unerlässlich.

Gleich bei Beginn der Konferenz in Jalta, deren gesellschaftlichen Rahmen Byrnes anschaulich darstellt, ließ der russische Delegierte Maisky die Katze aus dem Sack, indem er schlicht und einfach die Abtransportierung von 80 Prozent des gesamten deutschen Industriepotentials nach Rußland und darüber hinaus noch aus der laufenden Produktion des verbleibenden Potentials Reparationslieferungen im Werte von mindestens 10 Milliarden Dollar forderte. Hier ist in der Tat der Schlüssel zu den gegenwärtigen russischen Reparationsforderungen. Während die Westmächte, durch die Versailler Erfahrung belehrt, Konsumgüter von Deutschland als Konkurrenz für die eigene Industrie nicht wünschen, kann die durch Sozialismus und Krieg ruinierte russische Staatswirtschaft alles konsumieren, was die besiegten Länder zu liefern imstande sind. Eben hierin liegt der Grund für den Gegensatz der amerikanischen und der russischen Haltung in der Reparationsfrage. Selbstverständlich erhoben Roosevelt und Churchill Widerspruch gegen diese russische Forderung, ohne sich, wie das von russischer Seite immer wieder behauptet wird, auf diese festzulegen. Nicht minder weitgehend waren die russischen Forderungen hinsichtlich Polens. Hier wurde von Stalin die Curzon-Linie als Ostgrenze erst nach langem Widerstreben und nach Verzicht auf viel weitergehende Forderungen angenommen und die Oder-Neiße-Linie Polens mit solcher Entschiedenheit verlangt, daß Stalin sich dabei — das einzige Mal während der Konferenz — erhob und stehend am Konferenztische sprach. Churchill wies darauf hin, daß bei dieser Grenzziehung neun Millionen Deutsche umgesiedelt werden müßten, ein Argument, das Stalin mit der Behauptung zu entkräften versuchte, daß sämtliche Deutsche auf der Flucht vor den russischen Truppen das fragliche Gebiet bereits verlassen hätten. Schließlich ward beschlossen, daß die Festsetzung der Westgrenze Polens erst auf der Friedenskonferenz erfolgen sollte, und Stalin erklärte auf wiederholtes Befragen Byrnes nachdrücklich, daß „die Grenzfrage noch offen steht“. Der Kampf um die Sowjetisierung der polnischen Regierung setzte bereits in Jalta ein. Stalin wünschte das Lubliner Komitee als Regierung zu behalten und verstand sich nur widerstrebend dazu, die von England und Amerika geforderte demokratische Erweiterung desselben zu akzeptieren. Die hier bereits zutage getretenen Gegensätze zwischen der Sowjetunion und der angelsächsischen Gruppe verschärften sich bei der Erörterung der Abstimmungsmodalitäten im Weltsicherheitsrat. Hier verteidigte Rußland die These des unbeschränkten Vetorechtes, während die angelsächsischen Mächte dasselbe nicht auf sämtliche Angelegenheiten ausdehnen

wollten. Stalin war indessen an dieser Angelegenheit so wenig interessiert, daß er das ihm am 5. 12. 1945 zugestellte englisch-amerikanische Dokument am 6. 2. 1946 noch nicht einmal gelesen hatte. Schließlich wurde trotzdem der englisch-amerikanische Vorschlag in San Francisco angenommen, freilich in einer Form, der heute noch Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten gibt. Die Engländer und Amerikaner bewiesen ihren guten Willen Rußland gegenüber weiterhin dadurch, daß sie die Ukraine, Weißrußland und Litauen als Mitglieder der UN zuließen, obwohl ihnen jede staatliche Selbständigkeit fehlt, und weiterhin Rußland für seine Teilnahme am Kriege gegen Japan die Inselkette der Kurilen in Aussicht stellten. „Marshall Stalin“, sagt Byrnes, diese Reihe der Konzessionen abschließend, „ist mit seinen Forderungen niemals schüchtern gewesen.“

Hatte die Konferenz von Jalta infolge des weitgehenden englisch-amerikanischen Entgegenkommens mit einer scheinbaren Stabilisierung anglo-amerikanisch-russischer Freundschaft geendet, so sollte diese bald ersten Erschütterungen ausgesetzt sein. Das geschah vor allem durch die gewaltsame Art, in welcher der russische Vertreter Wyschinski der rumänischen Regierung das kommunistische Kabinett Groza aufzwang, trotz englisch-amerikanischen Protesten. Eine ernste Spannung trat ein, als Kesselring im März 1945 dem englisch-amerikanischen Oberkommando die Kapitulation der deutschen Italien-Armee antrug und die Sowjetregierung, obwohl ihr diese Tatsache sofort mitgeteilt war, Roosevelt beschuldigte, Sonderverhandlungen mit den Deutschen geführt zu haben, um ihnen leichtere Friedensbedingungen zu gewähren. Der Präsident kam nach Byrnes' Bericht bereits bei diesem Vorfall zu der Erkenntnis, „daß es einfach kein Rezept dafür gebe, wie man mit den Sowjets gut auskäme“. Über die Schwierigkeiten von Verhandlungen mit den Sowjets, insbesondere mit Molotow, den Byrnes als einen „hartnäckigen“ und findigen Unterhändler“ bezeichnet, äußert sich der amerikanische Außenminister sehr eingehend, wobei seine Feststellung, daß Stalin umgänglicher und liebenswürdiger als Molotow sei, Interesse verdient. Was die Politik der Sowjetunion im Ganzen anlangt, so meint Byrnes, es sei nicht klar zu unterscheiden, ob sie mehr auf Sicherheit als auf Ausdehnung gerichtet sei, was freilich in der Praxis auf das Gleiche hinausliefe. Byrnes glaubt nicht, daß die Sowjets bereits jetzt „sämtliche europäischen Regierungen übernehmen“, wohl aber in sämtlichen Ländern der Welt feste Stützpunkte gewinnen wollten, um das von ihnen niemals aufgegebene Ziel der Weltrevolution zu verwirklichen. Daß sie, zunächst den ganzen Balkan beherrschen wollten, geht nach Byrnes aus der von ihm mit großer Anschaulichkeit wiedergegebenen Verhandlung Molotows mit Hitler im November 1940 hervor, in welcher Molotow Rumänien, Bulgarien, Finnland und die Dardanellen verlangte, aber von Hitler abgewiesen wurde. Diese Politik werde, so führt Byrnes am Schluß aus, eben jetzt unentwegt von der Sowjetunion fortgesetzt, und dieser Politik entgegenzuwirken, sei der vornehmste Zweck des Marshall-Planes.

Die politische Taktik Rußlands in der Welt wird von verschiedenen grundsätzlichen Leitartikeln der englischen Presse beleuchtet. Die „Tribune“ (28. 11. 1947) erörtert in einem Korrespondenzbericht „Die Russen in Deutschland“ das deutsch-russische Verhältnis, das durch die Plünderungen und Vergewaltigungen der deutschen Bevölkerung seitens der einmarschierenden Truppen von vornherein einer schweren Belastung ausgesetzt gewesen und

heute infolge der fortgesetzten Gewalt- und Unterdrückungspolitik der Russen endgültig verdorben sei. Die Russen unterhielten in der Ostzone zwölf Konzentrationslager, in denen sich zur Zeit 300 000 Häftlinge befanden. Das wirtschaftliche Leben in der Ostzone sei, so meldet der Bericht, lebhafter als im Westen, weil die Russen den Rest der nach einer gründlichen Ausplünderung noch verbliebenen Produktionsanlagen auf vollen Touren laufen ließen, um mindestens zwei Drittel der Produktion als Reparation nach Rußland abzuführen, während ein Drittel der industriellen Unternehmungen bereits russischen Trusts angegliedert sei. Sollte sich die Trennung von Ost- und Westdeutschland als unvermeidlich herausstellen, so bestehe kein Zweifel daran, daß die Russen die Ostzone zu einer Sowjetrepublik umgestalten und dann die Einwohner durch gewisse Erleichterungen mit ihrem politischen Schicksal auszusöhnen versuchen würden. Allerdings würde die Teilung Deutschlands „die Wiedergeburt des leidenschaftlichsten Nationalismus, den Europa jemals gesehen hat, zur Folge haben“. Neben der russischen Taktik in Deutschland ist es die in China, welche die angelsächsische Presse beschäftigt. So bringt die bereits mehrfach an dieser Stelle zitierte amerikanische Korrespondenz „Human Events“ in Nr. 198 einen Leitartikel des bekannten Rußland-spezialisten W. Henry Chamberlain, in welchem die russische Politik in China als „die Benutzung der inneren Revolutions- und Spaltungskräfte zur Errichtung einer allumfassenden imperialistischen Sowjetherrschaft“ charakterisiert und ein historischer Rückblick auf die Entstehung der kommunistischen Partei Chinas gegeben wird. Der Verfasser bezeichnet es als einen der schwersten Fehler der Politik Roosevelts, daß er den Eintritt Rußlands in den Krieg gegen Japan noch in letzter Stunde herbeigeführt habe, da Rußland auf diese Weise Gelegenheit erhalten habe, sich in der Mandschurei zu installieren und dadurch auf China einen Druck auszuüben. Auch die bisherige amerikanische Politik, einen Ausgleich zwischen den Kommunisten und der Kuomintang herbeizuführen, sei als völlig verfehlt anzusehen. Der Kampf in China könne nie mit einem Kompromiß zwischen beiden Parteien, sondern nur mit dem Siege der einen oder anderen enden. In aufschlußreicher Weise behandelt „Human Events“ Nr. 202 das Thema „Die Komintern in Asien“. Das Blatt berichtet, daß in Charbin kommunistische Delegierte aus Rußland, China, Korea und der äußeren Mongolei zusammengetreten seien und die Errichtung einer asiatischen Kominform nach dem Muster der Belgrader beschlossen hätten. Die Äußere Mongolei werde in Kürze gleich den baltischen Staaten der Sowjetunion einverleibt werden, Korea, Singkiang, Mandschurien, die Innere Mongolei und ein Teil Nordchinas würden bald folgen. Rußlands Aktivität im Fernen Osten wachse von Tag zu Tag, wie denn in der russischen Politik seit der Zarenzeit bis heute die gleiche Tendenz des völligen Ausschlusses der angelsächsischen Mächte vom Fernen Osten maßgebend gewesen sei.

Mit der russischen Politik auf dem Balkan beschäftigt sich ein mit „Balkan-einheit“ überschriebener Leitartikel des „Manchester Guardian“ vom 13. 12. 1947, der unter Bezugnahme auf die bulgarisch-jugoslawische Union die Lage auf dem Balkan einer Prüfung unterzieht und zu dem Ergebnis gelangt, daß der Balkan unter russischer Ägide ein „Angriffsinstrument“ geworden sei und daß der Griff der vereinigten Balkanmächte nach Griechenland und der Türkei unmittelbar bevorstehe.

Kampf der Ideen und Mächte. Der weltanschauliche Gegensatz zwischen Sowjetrußland und den westlichen Demokratien wird besonders aufschlußreich beleuchtet in einem Leitartikel der „Times“ vom 11. 11. 1947 „Law among nation“. Das Blatt führt aus, daß die Russen im allgemeinen internationales Gewohnheitsrecht, das bei den westlichen Völkern als bindend betrachtet würde, nur insoweit gelten ließen, als sie es ausdrücklich anerkannt hätten und als es im übrigen nach ihrer eigenen Auffassung den Grundsätzen der „Gerechtigkeit“, „Gleichheit“ und „Unabhängigkeit“ entspräche. Viele sowjetische Gelehrte gingen so weit, zu behaupten, daß nur die sozialistischen Staaten, Rußland an der Spitze, die wahrhaften Verfechter derartiger Prinzipien seien, ein Standpunkt, den die „Times“ als einen dem früheren nationalsozialistischen durchaus entsprechenden bezeichnen. Während im übrigen für die westliche Auffassung das Recht die Aufgabe habe, die Verhältnisse zwischen freien Einzelpersonen oder zwischen selbständigen Staaten zu regeln, sei nach sowjetischer Auffassung das Recht lediglich dazu bestimmt, das Proletariat in seinem Kampfe gegen die Klassenfeinde zu unterstützen. Auf die völkerrechtliche Sphäre übertragen, bedeute das, daß das Recht lediglich ein Mittel in der Hand der sozialistischen, der freiheitliebenden Völker im Kampfe gegen ihre Feinde, die „imperialistischen“ Staaten, darstelle. Von eben diesem Gesichtspunkte aus bekenne sich die Sowjetregierung stets als Anhänger der uneingeschränkten Souveränität der Nationalstaaten, um so jede internationale Bindung von vornherein abzulehnen, während die westlichen Mächte Beschränkungen der Souveränität grundsätzlich geneigt seien. Das Blatt schließt mit dem Hinweis, daß die Russen diese ihre Auffassung vom Recht revidieren müßten, wenn internationale Zusammenarbeit möglich gemacht werden solle. — Aufsehen in den angelsächsischen Ländern erregt die soeben erschienene englische Übertragung von Trotzki's großangelegter Studie „Stalin“, die bei Hollis und Carper soeben erschienen ist. Sowohl der „Manchester Guardian“ (21. 11. 1947) wie „The Spectator“ (5. 12. 1947) widmen dieser Neuerscheinung ausführliche Leitartikel, aus denen sich ein interessantes Bild der Persönlichkeit Stalins ergibt. Das Werk umfaßt nur sieben Originalkapitel, zwei Drittel des vom Verfasser geplanten Umfangs. Bekanntlich wurde Trotzki in Mexiko während der Arbeit an dem Buche ermordet: der mit seinem Blute bespritzte Entwurf der letzten Kapitel ist infolgedessen vom Herausgeber redigiert. Trotzki erklärt die Tatsache, daß Stalin die Diktatur erringen konnte, obwohl er weder Denker noch Schriftsteller noch Redner war, mit seinem untrügbaren politischen Witterungsvermögen für innerpolitische Vorgänge, Gruppenbildungen usw., seiner Gewandtheit im Finassieren, seiner tiefen Verschlagenheit, Schweigsamkeit und orientalischen Geduld. Er habe seine Karriere gemacht „nicht durch persönliche Qualitäten, sondern mittels des unpersönlichen Parteiapparats“. Stalin ist nach Trotzki's Auffassung der Repräsentant des russischen Thermidors, indem er auf den Ruinen der ursprünglichen, von ihm niedergeworfenen revolutionären Richtung die Machtsstellung einer neuen, von ihm geführten Bürokratie etablierte und an Stelle der von Lenin und Trotzki ins Auge gefaßten Weltrevolution zunächst den Ausbau eines mächtigen russischen Nationalstaates vornahm. „The Spectator“ schließt aus den Ausführungen Trotzki's, man müsse seine bisherige Auffassung der Sowjetpolitik dahin revidieren, daß es eine eigentliche Sowjetpolitik gar nicht gebe, sondern Stalins

ganze Politik darin bestehe, die nicht-Stalinsche Welt ebenso zu schwächen, wie er in Rußland seine Gegner mattgesetzt habe. „Und wenn“, so schließt das Blatt, „Stalinismus nur ein anderes Wort für Opportunismus ist, dann ist die Sowjetpolitik nur ein Reflex unseres eigenen, d. h. sie wird stark sein, wenn unsere schwach, und schwach, wenn unsere stark ist.“

Eine großangelegte Auseinandersetzung der weltanschaulichen Gegensätze zwischen Ost und West bringen die „Times“ in zwei Leitartikeln „Sowjetdiplomatie“ vom 17. und 18. 12. 1947. Das Blatt betont, England und Amerika hätten ihren während des zweiten Weltkrieges gehegten Irrtum, daß eine friedliche Zusammenarbeit mit der Sowjetunion möglich sei, längst aufgegeben und seien sich klar darüber, daß, es der gegenwärtigen russischen Politik nur darum zu tun sei, die ungeheuren Vorteile, die Rußland in Teheran, Jalta und Potsdam zugesichert worden seien, mit aller Energie auszuwerten, ihren Machtbereich immer mehr zu erweitern und alle Länder Europas „wie eine Zitrone auszuquetschen“. An Stelle der Lenin-Trozkischen Ideologie der Weltrevolution sei in Moskau längst die Idee des „Sozialismus in einem Lande“ getreten, d. h. die Idee eines mächtigen, alle Produktionsmittel in seiner Hand konzentrierenden Nationalstaates. Und dieser russische Nationalstaat stehe den angelsächsischen Mächten, besonders den Vereinigten Staaten, in einem so tiefgehenden Interessenkonflikt auf der ganzen Welt und in einer so starken ideologischen Feindschaft gegenüber, daß „ein Machtkonflikt zwischen den beiden Riesenstaaten immer wahrscheinlicher wird“.

Die verkehrte Welt. In der Besprechung des bekannten Buches von Victor Gollancz „Unser bedrohtes Erbe“ äußert sich die schweizerische Tageszeitung „Die Tat“, die bekanntlich auch zur Zeit der größten Scheinerfolge Hitlers mit unerbittlicher Konsequenz und vorbildlicher Tapferkeit gegen die Vertragsbrüche und Grausamkeiten des Nazisystems Stellung genommen hat, zu der gegenwärtigen Weltlage und zur Politik der Siegermächte:

„Wir haben es in ungezählten Beiträgen unserer Zeitung nie verstanden, daß ein indonesisches Dorf in einer Vergeltungsmaßnahme bombardiert werden konnte, während in Nürnberg die Vergehen gegen die Menschlichkeit geahndet wurden; nie verstanden, daß »Landesverrättern« wie Mihailowitsch in einem künftigen Prozeß »volle Gerechtigkeit widerfahren« solle, so daß also das Vorurteil zum Urteil verkehrt wurde; nie verstanden ferner, daß im Namen des Rechts Sieger über Besiegte in eigener Sache zu Gericht sitzen sollen, daß einem alten Rechtsgrundsatz zuwider die Straffälligen nach Gesetzen verurteilt werden, die zur Zeit der Untat noch nicht existierten, daß die Richter, die sich gegen dieses Gesetz vergangen haben, nur deshalb als Richter zu amten vermögen, weil sich bisher in ihrem Falle kein Kläger gefunden hatte — und es hat sich keiner gefunden, weil sie die Sieger sind. Wir haben desgleichen nie begriffen, woher die Sowjetunion, die im Polenfeldzug an der Seite Hitlers kämpfte, heute diesen Gerichtstag anführen soll, während Finnland, das mit den Truppen Hitlers zusammen sein Land von einem Eindringling säuberte, strafbar geworden ist. Wir haben noch weniger überzeugend gefunden, daß in Nürnberg die Verbrecher gegen die Zivilbevölkerung gehängt wurden, während Benesch, ohne einen Gedanken an Masaryk, der jeden einzelnen Juden vor der Ermordung

durch Rassenapostel gerettet hätte, selbst jene Million uralter deutscher Siedler, die in den Tagen von München zu ihm gestanden sind, mit übelsten nationalstischen Schlagworten »rassischer« Schulung in Konzentrationslager setzte, aus ihrem Besitz vertrieb, mit Ärmelstreifen versah, die dem Judenstern nicht unähnlich waren. Hast du je begriffen, daß Verschleppungen hier verfehmt, dort aber gepriesen werden? Daß die Zerstörung von Städten und Dörfern dort gerächt, hier aber mit Orden ausgezeichnet worden ist?"

Otto Falckenberg 1. Am 25. Dezember 1947 starb im Alter von 74 Jahren in Starnberg bei München Otto Falckenberg. Seine Bedeutung als Regisseur, Lehrer, Mensch und Mehrer des Ansehens seiner Wahlheimat München war gleich groß. Der Name Otto Falckenberg war über die Grenzen Deutschlands hinaus nicht nur bekannt, sondern auch zu einem Begriff geworden. Kurz vor dem ersten Weltkrieg trat er, der von der Literatur her kam, in die Kammerstücke ein, deren Leitung er seit 1917 bis zu jenen Tagen 1944 innehatte, als unter dem Bombenregen auch ein Teil seines Theaters abbrannte. Er hat mit der ihm eigenen Art das geschaffen, was man in den letzten dreißig Jahren den „Münchener Theaterstil“ zu nennen pflegte, der sich gegenüber anderen Stilarten, sei es dem Berliner, sei es dem Düsseldorfer (wir erinnern an Luise Dumont-Lindemann), wohl zu behaupten wußte: Falckenbergs Stärke begann damit, daß er nicht „betriebsblind“ war, als er zum erstenmal an das Regiepult trat. So sah er manche Schwierigkeiten, die realiter vorhanden waren, nicht, wodurch es ihm gelang, sie souverän zu überwinden. Seine Inszenierung von „Wie es euch gefällt“, einem Stück, das 1914 als „unspielbar“ galt, wurde ebenso richtungweisend wie die der „Gespenstersonate“, die er der „Fachwelt“ zum Trotz zu einem großen Erfolg führte. Seine Inszenierungen sahen vor dem Vorhang immer wie ein reizender Zufall aus, obwohl sie natürlich bis ins Detail berechnet und studiert waren. Besonderen Ruf gewann der von ihm geschaffene Ensemblegeist, durch den die Leistungen des Einzelnen erhöht wurden, so wie ein Bild durch seinen Rahmen, wenn er richtig ist, in seinem Wesenskern deutlicher wird. Das Geniale der Falckenbergischen Inszenierungen lag schließlich darin, daß er alle noch so sehr einstudierten Details fließend einzuordnen verstand und alle seine Stücke von einem eigenartigen melodischen Schwung erfüllt waren. So war auch sein Einfluß auf die Schauspieler riesengroß, weshalb man ihn gerne den Vater einer ganzen Schauspielergeneration nannte, die er, der eine besondere Begabung in der rechtzeitigen Erkennung wahrer Talente besaß, herangezogen hat.

Wagemutig war Falckenberg zum Schrittmacher mancher Modernen geworden. Erinnern wir an „Trommeln in der Nacht“ von Bert Brecht, „Von morgens bis mitternachts“ von Georg Kaiser, an Billingiers „Rauhnacht“, Lippls „Passauer Wolf“ und Rehbergs „Friedrich I.“. Im gleichen Rhythmus belebte er aber auch die Klassiker, insbesondere Shakespeare, auf neue und überzeugende Art. Nie hat er einen Dichter „vergewaltigt“, immer dem wahren Sinn der Dichtung nachgespürt und es nicht selten verstanden, den tiefsten Kern der Dichtung auf den Brettern sichtbar zu lassen, als es dem Dichter im Manuskript gelungen war.

Für alle Schauspieler wurde es geradezu eine Ehre, unter Faldenberg gearbeitet zu haben. Nennen wir einige Namen, die von ihm her kamen oder in Gastrollen unter seiner Regie große Erfolge feiern durften: Elisabeth Bergner, Maria Koppenhöfer, Therese Giehse, Käthe Gold, Sibylle Binder, Maria Bard, Ruth Hellberg, Gundel Thormann sowie Albert Bassermann, Hans Schweikart, Will Döhm, Karl Wery, Horst Caspar, Erwin Kalser und Axel v. Ambesser.

Das gewisse Fluidum, das er seinen Inszenierungen zu geben wußte, mag man nicht zuletzt darin suchen, daß ihm der Unterschied zwischen Witz und Humor, über den er sehr viel nachgedacht hat, so deutlich war. Sein „west-deutsches Temperament“ — ein Ausdruck, der von ihm selbst stammt — suchte den Humor, und für die Darstellung des Humors auf der Bühne wurde ihm, nach seinen eigenen Worten, der unvergleichliche Gustav Waldau zum Vorbild.

Der Name Otto Faldenberg wird sich in der deutschen Theatergeschichte über alle Zeiten hinweg erhalten, und die Stadt München hat allen Grund, diesem genialen Rheinländer in der unübersehbaren Reihe der außerbayerischen Köpfe, die für den Klang und die Anziehung des Namens München in der Welt Unvergleichliches geleistet haben, einen Sonderplatz zuzuerkennen.

Londoner Kommentar. I

Allan Huet Owen war Vertreter von BBC in Berlin bis zum Dezember 1947. Er hat sich durch sein großes Verständnis für die deutschen Schwierigkeiten und für die deutschen Menschen und durch seine aufgeschlossene, liebenswürdige Art während seiner Arbeit in Deutschland große Sympathien und viele dauerhafte Freundschaften erworben. Er hat unter dem Pseudonym Jonathan Sauls seine Mitarbeit an der „Deutschen Rundschau“ unmittelbar nach ihrem Wiederscheinen begonnen. Zu unserer Freude wird er sie mit regelmäßigen Berichten aus London fortsetzen, wenn wir auch sein Urteil über die Entwicklung in Deutschland nicht teilen können.

Die Redaktion

London, Mitte Januar

In diesem Jahre feiern wir unter anderem den 100. Jahrestag des Kommunistischen Manifests. Es war eine aufrüttelnde Botschaft, aber das angekündigte „Gespenst des Kommunismus“ geriet mit dem Scheitern der Revolutionen von 1848 in den Hintergrund. Fast 80 Jahre lang trat es nicht wieder ernsthaft in Erscheinung.

In verschiedenen Leitartikeln erinnert die britische Presse gegenwärtig ihre Leser daran, daß — so hervorragend die Ideale der „Proletarier“ ursprünglich waren — die russischen Kommunisten die Grundprinzipien der Väter des Programms verraten haben. Denn der russische Kom-

munismus entstand keineswegs als das Ergebnis des vorausgesagten Zusammenbruchs der kapitalistischen Gesellschaftsordnung im Westen, sondern im Anschluß an den ersten Weltkrieg, nach Aufdeckung der byzantinischen Korruption und der Degeneration in der Führungsschicht des kaiserlichen Rußlands. Es ist eine historische Tatsache, daß die kleine, aber gut disziplinierte Kommunistische Partei in Rußland in dem allgemeinen Chaos zur Macht gelangen konnte. Diese Tatsache hat jedoch mit der Marxschen Theorie nichts zu tun — was die marxistische Schule auch immer sagen mag.

Der moderne Kommunismus scheint ungebildete, kurzfristige Idealisten und böswillige Eigenbrötler anzuziehen. Es ist eine feststehende Tatsache, daß die kommunistische Propaganda vor allem dort Eindruck macht, wo demokratische Einrichtungen viel zu wünschen übrig lassen, besonders auf dem Gebiet der Erziehung. In England hat der Kommunismus wohl keine Aussichten: die überwältigende Mehrheit des englischen Volkes weiß, daß es friedliche, konstitutionelle Wege gibt, um notwendige Reformen in der Struktur der Gesell-

schaft herbeizuführen. In England wird Karl Marx, der hier übrigens eine Zufluchtsstätte fand, als großer Denker respektiert. Ja, man kann sagen: die wahren Folgerungen aus der Lehre von Karl Marx haben im Geistesleben Großbritanniens viel tiefer Wurzel gefaßt, als das Politbüro und das Kominform es sich je vorstellen könnten.

28 Jahre nach ihrer Gründung hat die Kommunistische Partei Großbritanniens ganze zwei Abgeordnete im Unterhaus. Sollte in der nächsten Parlamentswahl kein kommunistischer Kandidat gewählt werden, dann würde sich eine interessante Situation ergeben: es würde in England eine politische Organisation geben, die im anerkannten Staatsapparat keinerlei Vertretung hat (denn durch Teilnahme an den Wahlen erkennen auch die Kommunisten diesen Staatsapparat an). Und diese politische Organisation hat sich einer ausländischen Macht zum Gehorsam verpflichtet, die es sich zum Leitsatz gemacht hat, die konstitutionelle Regierungsform zu stürzen. Das Abwehrmittel gegen die Kommunistische Partei oder gegen ihre ebenso dumme, ebenso rachsüchtige und ebenso totalitäre Schwesterpartei, die der Mosley-Faschisten, liegt nicht darin, diese Organisationen als illegal zu brandmarken, sondern darin, das Niveau des Erziehungswesens für das ganze Volk zu heben.

Wie stark ist die Kommunistische Partei Großbritanniens? In Mailand behauptete vor kurzem der Führer der Partei, Mr. Harry Pollitt, sie habe 46 000 Mitglieder. Demgegenüber gaben die von der Partei selbst veröffentlichten Statistiken einen Mitgliedsbestand im Juni 1947 von nur 39 000 Personen an. Da die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei seit einigen Jahren ständig gefallen ist, kann man die Angaben von Mr. Pollitt nicht ohne weiteres annehmen. Es kann natürlich sein, daß die Differenz sich aus dem Vorhandensein von „nominellen“ Mitgliedern ergibt.

Bei ihrer Gründung im Jahre 1920 hatte die Kommunistische Partei Großbritanniens etwa 3000 Mitglieder. In den folgenden fünf Jahren schwankte die Mitgliederzahl zwischen 3000 und 5000. Die Unruhen des Jahres 1926, die in dem „Großen Streik“ ihren Höhepunkt fanden, erhöhten die Mitgliederzahl auf

11 000. Fünf Jahre später war sie auf weniger als 3000 gefallen. In den folgenden Jahren der wirtschaftlichen Depression vermehrte sich, wie zu erwarten war, der Mitgliederbestand allmählich. Im Jahre 1935 hatte die Partei fast 7000 Mitglieder, im Jahre 1937 knapp über 12 000 und im Jahre 1939 fast 18 000 Mitglieder.

Für die Zeit des Abkommens zwischen Hitler und Stalin liegen keine Mitgliedszahlen vor. Aber Rußlands Eintritt in den Krieg und die Leistungen der Roten Armee hatten einen schnellen Anstieg der Mitgliedszahlen zur Folge: Anfang 1942 gab es 23 000 Mitglieder der Kommunistischen Partei Großbritanniens, Ende 1942 waren es 36 000 und im Jahre 1943 fast 60 000. Das war der Höhepunkt der Entwicklung. Seitdem ist eine ständige Abnahme zu verzeichnen. Zwischen 1944 und 1945 fiel die Mitgliederzahl auf 50 000, Ende 1947 auf 45 000, und im Juni 1947 gab es nur noch 38 000 Mitglieder der Partei.

Der Einfluß der Kommunisten in Großbritannien beruht nicht auf der zahlenmäßigen Stärke der Partei, sondern auf der Tätigkeit der einzelnen Parteimitglieder. Wie anderswo sind auch die Kommunisten Großbritanniens außerordentlich aktiv. In einigen Fällen handelt es sich um sehr begabte Menschen. Die Kommunisten waren neuerdings in der britischen Gewerkschaftsbewegung besonders tätig. Als Mitglieder des Betriebsrates zum Beispiel waren sie in der Lage, für Sonderaktionen eine große Anzahl von Menschen zu beeinflussen, die selbst keine Kommunisten sind.

Es hat der Partei aber keineswegs genützt, daß ihre Anhänger eine allzu rege Tätigkeit entfaltet haben, wodurch natürlich die Aufmerksamkeit in wachsendem Maße auf sie gelenkt wurde. Jetzt, wie der bekannte Leitartikler des liberalen „News Chronicle“, A. J. Cummings, schreibt, ist die Zeit der unruhigen opportunistischen Zusammenarbeit zwischen den Kommunisten und der Labour Party zu Ende. Darüber hinaus hat die Fraktion der Labour Party ihre eigenen Reihen überprüft, ohne mit dem Ergebnis der Ermittlungen zufrieden zu sein. Das inoffizielle Organ der Labour Party, der „Daily Herald“, hat die Gruppe der „Geheimkommunisten“ scharf angegriffen, die von dem SED-

Freund Zilliacus geführt wird. Zusammen mit zwölf anderen Abgeordneten der Labour Party richtete Zilliacus seinerzeit eine Begrüßungsbotschaft an den „Deutschen Volkskongreß“ in Berlin. Diese Botschaft wurde von der SBD sofort als Freundschaftsbotschaft der gesamten britischen Labour Party ausgesandt.

Nach dem Scheitern der Außenministerkonferenz fühlt sich die Kommunistische Partei Großbritanniens nicht länger verpflichtet, mit der Labour Party zusammenzuarbeiten. Der Führer der Bergarbeitergewerkschaft, Arthur Horner, ein führender Kommunist, ein Hitzkopf und ein besonders fähiger Mann, dessen Anstrengungen die große Verbesserung in der Kohlenförderung Großbritanniens zum großen Teil zu verdanken ist, hat die neue antikommunistische Tendenz der Labour-Regierung mit der Drohung beantwortet, er werde in den Gewerkschaften soviel Unruhe wie möglich stiften, um die Labour-Regierung zu stürzen.

Die Kommunisten machten nun vor kurzem ihre Wirtschaftsvorschläge für eine „linkssozialistische“ Regierung als Alternative zur Labour-Regierung, die sie im Augenblick als eine getarnte „liberale Regierung“ angreifen, die nichts anderes sei als ein „Agent des amerikanischen Imperialismus“. Ein wichtiger Bestandteil des kommunistischen Programms war der Vorschlag, die britischen Streitkräfte in diesem Jahre noch auf einen Bruchteil ihrer gegenwärtigen Stärke zu reduzieren — um die industrielle Produktion zu erhöhen. Außerdem „müsse“ die amerikanische Regierung mehr britische Waren kaufen. Dieses kommunistische Programm wurde kühl aufgenommen.

Im allgemeinen scheint das britische Volk mit der Labour-Regierung zufrieden zu sein. Es sieht sogar so aus, als ob in den letzten Wochen das Vertrauen in die Regierung gestiegen sei. Die Allgemeinheit scheint durch die jüngste Rundfunkansprache von Premierminister Attlee, die Industriellen durch das Neu-jahrsversprechen von Handelsminister Sir Stafford Cripps ermutigt zu sein, er werde die Kontrollen abschaffen, durch die die Produktion behindert wird.

Es liegen immer noch geringe Anzeichen dafür vor, daß die Konservative Partei eine ernste Gefahr für die Sozial-

listen darstellt. Die empfindliche Niederlage der Konservativen wurde noch einmal vor kurzem von dem Parteivorsitzenden, Lord Woolton, mit folgenden Worten zugegeben:

„Der Sozialismus ist die Alternative zu der Form des industriellen Lebens, das Großbritannien in der Vergangenheit gekannt hat. Die sozialistische Bewegung ist eher als Protest gegen das Auftreten als gegen die Grundsätze des freien Unternehmertums entstanden. Die frühen Anhänger des Sozialismus waren Männer, die selbst oder deren Familien die Opfer eines Systems waren, das menschlichen Werten materielle Gewinne voranstellte. Das hat für uns in der Tat zu einer Sturmflut geführt.“

Es bleibt nun abzuwarten, ob es in England wirklich eine Wiedergeburt des Konservatismus geben kann.

Wenige Menschen, ob in London oder in Berlin, haben eine klare Vorstellung davon, was der Ausdruck „Dollarknappheit“ wirklich bedeutet. Welches ist der Grund dafür, daß so viele Länder plötzlich Dollars brauchen? Das ist eine Frage, die heutzutage viele gute Bürger beschäftigt.

Für Großbritannien ist die Lage sehr unangenehm, aber die Beantwortung der Frage wenigstens ist nicht schwierig:

1. Großbritannien braucht unbedingt Dollars — oder besser Waren, die mit Dollars gekauft werden müssen —, weil die Vereinigten Staaten uns bestimmte lebenswichtige Güter und Rohmaterialien liefern können, die anderswo nicht erhältlich sind. Die Ausfuhr Großbritanniens nach den Vereinigten Staaten ist bedauernd klein, teils weil bestimmte Güter, die England nach den Vereinigten Staaten ausführen könnte, dort nicht gebraucht werden; teils, weil diejenigen britischen Waren nicht in genügender Menge vorhanden sind, die Amerika gern von Großbritannien erhalten würde.

Im Augenblick wird die Differenz zwischen den minimalen amerikanischen Ausfuhren nach Großbritannien und dem Maximum britischer Exporte nach Amerika von dem Restbetrag der amerikanischen Anleihe bezahlt. Abgesehen davon, daß die ungeheure amerikanische Anleihe eines Tages zurückgezahlt wer-

den muß, wird sie sehr bald erschöpft sein. Großbritannien wird dann in einer sehr schwierigen Wirtschaftslage sein, wenn nicht bis dahin die britischen Ausfuhren erheblich gestiegen sind. Eine Voraussetzung hierfür ist eine erhebliche Herabsetzung der Produktionskosten, wenn Großbritannien nicht weitere Hilfe von Amerika erhält, was im Augenblick so gut wie feststeht.

2. Auch andere Länder haben Material und Waren, die in England dringend gebraucht werden. Je nach dem Ausmaß, in dem England Einfuhren aus diesen Ländern mit entsprechenden Ausfuhren bezahlen kann, sprechen wir von einer „weichen“ Währung in diesen Ländern. Wenn derartige Länder einen Entgelt in britischen Ausfuhren ablehnen und eine Bezahlung in Dollar oder in der eigenen Währung verlangen, dann spricht man in dem heutigen Jargon von einer „harten“ Währung.

3. Wenn ein Land nach Großbritannien mehr ausführt, als Großbritannien seinerseits nach diesem Land ausführen kann oder darf, dann hat dieses Gläubigerland ein Sterlingguthaben in England. Dieses Land kann dann sagen: „Ihr Engländer wollt von uns soundso viel Tonnen der und der Ware. Ihr schickt uns soundso viel Tonnen einer anderen Ware. Ihr schuldet uns dann den und den Betrag in englischen Pfund. Zur Bezahlung dieser Schuld nehmen wir nur soundso viel Tonnen einer dritten Ware an. Wenn ihr uns diese Ware nicht liefern könnt, so können wir sie aus Amerika jederzeit erhalten. Gut, Großbritannien hat noch Restguthaben aus der amerikanischen Anleihe. Wenn ihr mit uns einen Abschluß machen wollt, dann müßt ihr uns soundso viel Millionen Dollar von der amerikanischen Anleihe zur Verfügung stellen, damit wir unseren Bedarf in Amerika decken können.“ Ein ähnlicher Druck kann von denselben Ländern auf England ausgeübt werden, denen Großbritannien aus der Kriegszeit große Summen schuldet. Solche Länder können zur Bedingung eines Handels mit England machen, daß Großbritannien einen Teil seiner Kriegsschulden mit Guthaben aus der amerikanischen Anleihe zahlt.

Großbritanniens Abkommen über diese Methoden sind im täglichen Leben als

„die Konvertierbarkeit des Pfundes in Dollar“ bekannt.

Das ist der Hintergrund der Wirtschaftslage Großbritanniens im gegenwärtigen Augenblick. Freilich ist die Lage erheblich besser als vor einem Jahr. Die Zufuhr von Lebensmitteln nach England hat sich allerdings etwas verschlechtert, aber es gibt in den Läden mehr Waren besserer Qualität, wenn auch zu höheren Preisen, zu kaufen. Das Verhältnis der Löhne zu den Preisen ist auch in London viel schlechter als vor dem Kriege, die Steuern sind unvergleichlich höher. Andererseits ist das Realeinkommen vieler Arbeiter bedeutend höher als vor dem Kriege. Diese günstige Entwicklung ist keineswegs völlig auf die Gesetzgebung der Labour Party zurückzuführen, denn sie begann vielmehr unter der Ägide der Koalitionsregierung im Kriege. Die Produktion in Großbritannien steigt, obwohl die Produktionsergebnisse noch viel zu wünschen übriglassen. Ob die Erhöhung der Kohlenförderung hauptsächlich das Ergebnis der Verstaatlichung der Kohlenindustrie ist oder nicht, jedenfalls ist das britische Volk den Bergarbeitern dankbar, daher wird die gegenwärtige Finanzlage des staatlichen Kohlenamts mit großer Nachsicht angesehen. Im Gegensatz zu der Wetterkatastrophe im vergangenen Jahr war der Winter bis jetzt außergewöhnlich milde. Während ich dieses schreibe, zwischen Mitternacht und ein Uhr morgens, sitze ich (in London) in einem ungeheizten Zimmer bei weit offenem Fenster.

Ja, die allgemeinen Verhältnisse haben sich langsam, aber in bemerkenswerter Weise gebessert, und die Reaktion des britischen Volkes ist dementsprechend optimistisch.

Große Erwartungen knüpft man an die neue „Produktions-Magnifizenz“ Sir Stafford Cripps. Leider neigt man hier zu einem übertriebenen Optimismus. Regierungskreise befürchten, daß ein Produktionsrückgang die Folge davon sein könnte.

Die große Majorität der Arbeiter ist überzeugt, daß der amerikanische Kongreß das Marshall-Programm annehmen wird. Sie sind ebenso davon überzeugt, daß England infolge dieser Tatsache seine wirtschaftliche Position direkt wie indirekt sehr verbessern wird. Diese

Überzeugung, gepaart mit dem tröstlichen, aber gefährlichen Glauben, daß England sich wieder einmal durchwursteln wird, kann zu einem Verlust der kürzlich erzielten Besserung der Produktion führen. Einerseits würde ein solches Ergebnis als Undankbarkeit gegenüber der amerikanischen Großherzigkeit erscheinen, auf der anderen Seite würde es ein trauriger Beweis dafür sein, daß viel, zuwenig britische Arbeiter sich über die wirkliche wirtschaftliche Lage klar sind und daß die besonders bevorzugte Stellung, die das britische Volk seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts innegehabt hat, der Geschichte angehört, aber keine gegenwärtige Wirklichkeit ist.

Überall, wo eine freie Presse besteht, hat man die Jakob-Kaiser-Affäre als das bezeichnet, was sie in Wirklichkeit ist: eine fundamentale politische Tatsache in Europa, deren Wirkungen weit über die Grenzen der Ostzone hinausreichen. Der Parteivorsitzende der Berliner CDU, Dr. Schreiber, hat behauptet, daß hier keine Krise der CDU vorgelegen hat, sondern nur eine Krise der Demokratie in der russischen Zone. Das ist natürlich eine Simplifikation, denn allem Anschein nach liegt die denkbar schwerste Krise der CDU in der russischen Zone vor. Diese Krise bedeutet aber, wie Dr. Schreiber richtig sagt, weit mehr. In Anbetracht der zweifelhaften Position der LDP in der russischen Zone wird die Krise der CDU sicher zu einer Krise der Demokratie, — wie wir es sehen.

Weswegen das Fiasko des lächerlichen „Volkskongresses“ einen Anlaß zum russischen Mißtrauensvotum gegen Kaiser und Lemmer bot, ist schwer zu erraten. Aber es ist ein Glücksfall für die Demokratie, daß es so war. Die Anschuldigungen, daß Kaiser und Lemmer die deutsche Einigkeit sabotierten, rief eine Antwort der CDU-Mitglieder aus allen Zonen hervor, aus welcher klar hervorging, auf welcher Seite die Sabotierung der Einheit wirklich lag.

Die SED hat somit Karlshorst in eine sehr schwierige Situation hineinmanövriert. Natürlich können die Russen demokratische Gefühle in der ganzen Welt offen verspotten. Kaiser hat unrecht, wenn er behauptet, daß nur seine

Partei ihn seines Amtes entheben könnte. Die Russen haben ihn bereits enthoben — aber ohne zureichenden Grund. Und die Publizität, die der russischen Aktion von der Weltpresse bereits gegeben ist und in noch immer steigendem Maße gegeben werden wird, bedeutet einen ersten Schlag für die kommunistische Propaganda. Die Kaiser-Affäre spielt sich vor den Augen der Welt und nicht in einem entlegenen Balkan-Dorf ab. Wenn Karlshorst nicht entschlossen ist, die Demokratie in der ganzen Welt offen zu verhöhnen, so könnte eine feste Haltung der CDU in der russischen Zone den Weg für weitere Konzessionen an die Demokratie eröffnen. Aber die Demokratie kann man nicht auf der Straße auflösen; man muß für sie kämpfen. Die Kaiser-Affäre ist bereits ein großer taktischer Sieg für die demokratische Sache. Sie ist auch ein weiteres Anzeichen dafür, daß der Kommunismus in Europa schon im Abflauen ist.

Ein bekanntes Londoner Wochenblatt äußert die Vermutung, daß die russische Antwort auf die Kaiser-Affäre in einer Aufkündigung der Viermächte-Kontrolle in Berlin unter Einverleibung Berlins in die russische Zone bestehen würde. Das ist eine falsche Auslegung jetzt bekanntgewordener Tatsachen. Durch ihren Rückzug von der Viermächte-Okkupation in Berlin würde die Sowjetunion im Effekt auch ihren Rückzug von der Viermächte-Kontrolle über Deutschland vollziehen. Die Beendigung der Viermächte-Kontrolle des Reiches ist ein Akt, den die Sowjetunion am liebsten vom Westen vollzogen sehen würde. Im übrigen hat Oberst Howley, der amerikanische Vertreter der Berliner Kommandantur, kürzlich erklärt, daß die Viermächtebesetzung Berlins vereinbart wurde, lange bevor es bekannt war, welche der vier Mächte die Berlin umgebende Zone in Besitz nehmen würde. Wenn es überhaupt einen Rückzug gibt, so würde es der Rückzug der Russen auf ihren eigenen Sektor sein. Die verbleibenden drei Mächte würden dann natürlich darauf bestehen, ihre Verbindungslinie mit dem Westen aufrechtzuerhalten, ein Verlangen, für welches die ungarischen Konzessionen der Roten Armee gegenüber einen diplomatischen Präzedenzfall bilden. Was auch immer die unverantwortliche SED-Presse erfinden mag, die

russischen Autoritäten würden in einem solchen Fall schwerlich wünschen, mit diesen Verbindungslinien in Konflikt zu kommen, da das leicht zu den schwersten Nachwirkungen führen könnte.

*

Wie man sich leicht denken kann, hat die Sensation der Kaiser-Affäre die öffentliche Meinung von dem Fall des Dr. Paul abgelenkt. Aber der flüchtige frühere Premierminister Thüringens wurde doch in London nicht übersehen. Welch einen Anteil Dr. Paul selbst daran hatte, daß in der russischen Zone der von ihm jetzt so beklagte Stand der Dinge herbeigeführt wurde, ist eine Frage, die sich mancher von uns vorgelegt haben wird. Die schneidende Denunzierung durch den Berliner „Sozialdemokrat“ zwei Tage nach der Erklärung Pauls in Frankfurt am Main zeichnete ein Charakterbild, wie es moralisch minderwertiger gar nicht gedacht werden kann. Wieweit der Artikel des „Sozialdemokrat“ den Tatsachen entspricht und wie weit, wenn überhaupt, dabei der Wunsch nach einer „politischen Rache“ mitspielt, kann ich nicht beurteilen. Aber eins weiß ich bestimmt: ich bin keineswegs der einzige Engländer gewesen, der über die Anklage entsetzt war, daß Paul kaltblütig seine jüdische Frau den Scheusalen der Todesmühlen ausgeliefert hat. Wenn das in der Tat wahrheitsgemäß von jemand behauptet werden kann, so braucht man keine weiteren Ermittlungen anzustellen, ob er sich jemals um die Mitgliedschaft bei den Nazis bewarb. Dann ist er eins mit den Nazis, ist einer ihrer verächtlichsten Sorte. Seine Seele ist für die Ewigkeit verdammt.

Unmittelbar, bevor ich Berlin verließ, wurde ich in ergreifender Weise daran erinnert, daß es auch in den dunkelsten Tagen des Naziterrors einige wenige gegeben hat, die standhaft blieben. Ich spreche von dem damals aufgeführten DEFA-Film „Ehe im Schatten“, der den Heroismus des Schauspielers Joachim Gottschalk und seiner jüdischen Frau darstellt.

Diese Menschen sind die wirklichen Helden Deutschlands. Nicht die Friedrichs, die Bismarcks und die Blüchers, sondern Persönlichkeiten wie Stauffenberg und Paul Leber. Ach, die Deutschen haben immer die falschen Nationalhelden gefunden! Wo gibt es solche Gestalten in der deutschen Geschichte wie Florence Nightingale, Madame Curie, Elizabeth Fry, Robert Stephenson, Lord Shaftesbury, William Wilberforce, François Villon und Lord Byron? Existieren sie wirklich nicht? Warum ist denn keine große Frau in der deutschen Geschichte geehrt worden? (Ich hoffe, widerlegt zu werden.)

Jonathan Sault

Nachwort des Herausgebers: Lieber Jonathan Sault, Ihre Hoffnung auf Widerlegung soll nicht enttäuscht werden. Aus dem Stegreif nenne ich Ihnen ein paar Namen: den Archipoeta (unsern François Villon), Nikolaus von Cues, Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn, Freiherrn vom Stein, Bischof Ketteler, Pfarrer von Bodelschwingk, Robert Koch, Helene Lange, Hugo von Hofmannsthal, Ricarda Huch — wollen Sie Thomas Mann nicht gelten lassen? — Ludwig van Beethoven, Friedrich Schiller und Johann Wolfgang Goethe und immer wieder Goethe! Herzlichst Ihr Rudolf Pechel

Film-Rundschau

Der deutsche Nachkriegsfilm ist heute bereits wieder nichts als ein Geldscheffel in der wenig glücklichen Hand seiner Produzenten. Nichts an ihm vom avantgardistischen Experiment, nichts von echter künstlerischer Besessenheit; circenses, circenses, es ist zum Weinen. Wann kommt die Zeit, da nicht Gesellschaften, sondern

Köpfe, da nicht Geschäftsleute, sondern Künstler Filme drehen? Wann wird endlich die Diktatur des Publikumsgeschmacks gebrochen, wann dem Starkult der Geraus gemacht? Wann werden die verquollene deutsche Filmwirklichkeit zum Teufel gejagt, das Happy-End stranguliert und der KdF-Regisseur landesverwiesen?

Wann geht es der dreimal verfluchten deutschen Rührseligkeit an den Kragen? Wo bleibt der deutsche Wirklichkeitsfanatismus? Wo Deutschlands Beitrag zum Film als Weltkunst? Wo sind die deutschen Filmregisseure mit dem Mut zur Unpopularität? Wo die Produzenten mit dem Ehrgeiz, statt der obligaten Rummelbelustigung ein Kunstwerk, statt des knechtisch erfüllten Spießerwunschs ein künstlerisch gestaltetes Zeitdokument zu schaffen? Soll dieses UFA-Geseires ewig so weitergehen? Sollen wir uns ewig Dienstmädchenfeuilletons, verfilmte Dreigroschen-Romane, kläglich dramatisierte Parteinmanifeste und pathetische Aufbauhymnen vorsetzen lassen? Wann wird in Deutschland mal wieder ein Film gedreht, vor dem man sich nicht zu schämen braucht?

Am herbsten enttäuschte wohl Helmut Käutner, der mitschuldig am Drehbuch des Camera-Films „Film ohne Titel“ ist. In ihm glaubte man nach seinem sauberen Versuch „In jenen Tagen“ so etwas wie einen konzessionslosen Avantgardisten des deutschen Nachkriegsfilms sehen zu dürfen. Gefehlt. Statt der eigenen Inspiration zu folgen, schauen Käutner und seine Mitautoren dem Publikum aufs Maul. Statt einen Film zu machen, der durchweht ist vom Atem der Wirklichkeit, servieren sie eine rückgratlose formale Spielerei, ein verschwommenes Konglomerat abgestandener UFA-Reminiszenzen: Drei Filmleute unterhalten sich über die Möglichkeit, heute ein Lustspiel zu drehen. Dabei läuft ihnen ein Liebespaar in die Quere, dessen Geschichte (wäre es doch wenigstens einer) der Filmautor zu erzählen beginnt. Diese rührende Fabel vom wohlstaturierten Antiquitätenhändler, dem die bösen Bomben seine Luxuswohnung zertrümmern, und dem armen Hascherl von Dorfentchen, das zu ihm in Liebe entbrennt — diese Fabel, die den eigentlichen „Inhalt“ dieser reichlich naiv getarnten filmischen Ratlosigkeit ausmacht, ist in ihrer verklärten Höfchen-Töchter-Romantik denn doch eine ziemliche Zumutung. Selbst die (an sich so wichtigen) Parodien auf den „Trümmer-“ und den „Blut-und-Boden-Film“ sind platt und wirken erzwungen. Zumal dieser völlig unkünstlerisch gemachte, auf billigste Publikumswirkung abgestellte Streifen selbst auch keinen neuen Weg wußte. Hatte er doch weder Atmosphäre noch Spannung, weder Idee noch Gehalt. Seine Fotografie war

vordergründig, seine Tendenz flach, sein förmlicher Aufwand eine einzige Ausrede. Jugert hieß sein Regisseur; Rudolf Jugert. Es war sein erster Versuch.

Eine Spur besser der Albers-Film der Objektiv-Film-GmbH.: „Und über uns der Himmel“. Noch besser allerdings hätte er sein können, wenn man Hans Albers, statt seine strahlend-optimistische Hoppla-jetzt-komm-ich-Visage wieder verlogon auf die wirklichkeitsdurstige Leinwand zu projizieren, von dieser Rolle (die ihm natürlich auf den Leib geschrieben war) abgeraten hätte. Und abermals etliche Grade besser wäre dieser Streifen geworden, wenn statt des smarten Leitartiklers Grindel ein wirklicher Köhner das Drehbuch geschrieben, und statt des glacébehandschuhten Routiniers Baky ein Mann wie Staudte oder ein ganz Neuer Regie geführt hätte. So ist der Film, trotz einiger ausgezeichneten Montagen und der sublimen Kameraführung Werner Kriens, doch wieder eins der üblichen asynchronen Gemengsel aus Ruinenelend und Großschiebertum geworden. An sich ginge das noch. Was aber nicht geht: der stiernackige Albers als Heimkehrer; die Not als Flittpartnerin; Scheuklappenoptimismus als Weltanschauung. Und was auch nicht geht: die Wandlung vom Schwarzhändler zum Schwerstarbeiter; der Verrat als Kaufpreis für die wiedergewonnene „Anständigkeit“; die Moral als Trittleiter für Publikumsspaße.

Was aber die eben genannten Streifen zu wenig hatten, das hatte der DEFA-Film „Wozzeck“ zuviel: Haltung. Dieser Film hatte sozusagen dauernd die Gesäßbacken zusammengepreßt und die Hände an der Hosennaht liegen, so daß kein einziger normaler Schritt, keine einzige natürliche Geste zustande kam. Im übrigen gehörte dieser Film-Wozzeck nicht Büchner, sondern Herrn Klaren. Das wäre an sich kein Fehler. Ein Fehler (und zwar ein sehr böser) wird es erst, wenn Klaren seine Vaterschaft leugnet und die Schuld an der Existenz seines preussischen Prügelknaben Büchner in die Schuhe schiebt. Das ist schon kein Fehler mehr, das ist eine Fälschung. Denn was Klaren gefühlt hat, ist ein grobporiger, antimilitaristischer Tendenzstreifen, ist die satissam bekannte Exemplifikation dessen, was links „gesellschaftliche Wahrheit“, rechts „Hetzpropaganda“ und gewöhnlich: Unkunst genannt wird. Von Büchner keine Spur. Man verstehe mich

recht: Nichts gegen den Antimilitarismus; aber alles gegen die verkonfektionierte Karikierung dieses ewig drohenden Kasernenhof-Golems. Nichts gegen den sauberen Tendenzfilm; aber alles gegen den verfilmten parteipolitischen Leitartikel. Nichts gegen kongenial verfilmte Dichtung; aber alles gegen die Udemut, die gewissenlose Mißdeutung der Werke unserer Großen.

Daß sich, wenn nur die richtigen Leute am Werk sind, nicht nur eine Idee, sondern sogar ein Philosophem filmisch ausdeuten läßt, zeigten wieder einmal überzeugend die Franzosen, die uns mit Jean Delainoys „Les yeux sont faits“ einen schon rein visuell, aber auch schauspielerisch hervorragenden Film schickten. Das Drehbuch zu diesem verwunschenen, einzigartigen Streifen hat Jean Paul Sartre geschrieben (auch dem Regisseur hat er weidlich über die Schulter gesehen). Und wenn nun auch feststeht, daß allzuviel gedanklicher Ballast einen Film im Letzten erdrückt — hier war jeder abstrakte Denkvorgang so vollendet, ja oft geradezu erschreckend deutlich ins Optische übersetzt, daß diese ganze bitterböse Wahrheit über die Verlassenheit der menschlichen Kreatur und ihr unlösbares Verhaftetsein mit der lastenden Enge des einmal zugewiesenen Lebenssektors sich streckenweis wie ein Traum, wie ein Märchen ansah. Und war doch alles andere eher: ein proletarischer Revolutionär und eine reiche Frau werden zur gleichen Zeit ermordet. Die Vorsehung gibt ihnen die Chance, ihr Leben, unter der Bedingung, daß sie sich 24 Stunden lang rückhaltlos lieben, neu zu beginnen. Die beiden treten aus dem Jenseits — bei Sartre ein gespenstisch verlängertes Jenseits — also ins Leben zurück und versuchen einander nun in quälender Ausichtslosigkeit liezugewinnen. Vergeblich; jeden schlägt schließlich wieder der alte Lebenskreis in Bann. Nach Ablauf der Frist müssen sie infolgedessen abermals sterben und treffen sich wieder. Doch diesmal nur, um sich für immer, sprich: für alle Ewigkeit, Valet zu sagen. — Allein mit einem Aufzählen der optischen Feinheiten dieses Films (etwa den bestürzenden Bildern, auf denen die Gestorbenen sich, ohne von ihnen bemerkt zu werden, unter den Lebenden bewegen, einem dem toten Revoluzzer zwischen die Beine gekippten und ihn doch nicht benetzenden Wasserstrahl) wären Seiten zu füllen. Die schauspielerischen Leistungen,

allen voran die Micheline Presles, waren oft von einer geradezu schmerzhaft schönen Vollendung.

Endlich gab es auch mal wieder einen seichten französischen Film zu sehen. „L'Idole“ hieß er und setzte sich aus schwellenden Muskelpaketen, blaugeschlagenen Augen und ausgerenten Kinnladen zusammen. Ein Boxerfilm; aber ein völlig espritloser, ein viehisch-zäher mit endlosen Preisprügeleien und einem plump animalischen, nicht mal raffinierten Sadisten von Kameramann. Möglich, daß mit diesem Streifen gegen die Entwürdigung des Sports zum bloßen Geschäft protestiert werden sollte; denn der Meisterchampion ist in der Hand seines gerissenen Managers hier nichts als ein Handelsobjekt. Aber dann hätte das spritziger, nicht so taktmäßig angepackt werden müssen. Etwas versöhnte der Schluß, der war wieder echt französisch. Der frisch zerprügelte Beinah-Weltmeister kehrt dem Boxing den Rücken und wandert mit seiner blonden Midinette schmollend ins (gefahrlosere) Privatleben ab.

England machte diesmal vieles wieder gut, was es uns bisher mit manchem seiner so grauslichen Wimmerstreifen angetan hat. „The October-Man“ ist die Geschichte eines (faszinierend gestalteten) an einer Selbstmordpsychose leidenden, Hirnverletzten, der, als Unschuldiger in eine Mordtat verstrickt, sich schließlich selbst für den Mörder hält; kurz vor seiner Verhaftung gelingt es ihm jedoch, den echten dingfest machen zu lassen. Handlungsmäßig war dieser Streifen nicht sorgfältig genug durchgeformt; so wird die Schuld des wahren Täters durch nichts bewiesen. Dafür entschädigt jedoch die erdrückend echt gefaßte kleinbürgerliche Enge des plüschigen Provinzhotels mit seinen zwielichtig-verschrobenen, Alltagsexistenzen vollauf. Auch die Kamera leistet, besonders, wenn sie sich an den geschickt abgedeckten Gesichtern der Hauptdarsteller festsaugt, Hervorragendes. Um so erstaunlicher, daß das Milieu, sobald es Außenaufnahmen waren, pappenen Ateliercharakter trug. Schade.

Aus dem gleichen Vorwurf: dem schuldig befundenen Unschuldigen, hat Alfred Hitchcock, linkshändig zwar und streckenweise gar zu beherzt in den Gruselsack greifend, eine als Ganzes jedoch noch recht akzeptable Filmkomödie gemacht. Jawohl, trotz seiner Patina und der frappierenden Geleckttheit seines Hauptak-

teurs: ein Kriminalfilm zum Schmunzeln. Endlich. Es gibt doch nichts Gräßlicheres als erste Kriminalfilme. „The 39 Steps“ hieß der Streifen. Warum macht man so etwas nicht heute?

Ein in seiner gradlinigen Unkompliziertheit, seiner sauberen fotografischen Wirklichkeitsstrenge ausgezeichnete Film war auch „Bush Christmas“. Ein Kinderfilm. Ein Kinderfilm, wie er sein muß, mit bezaubernd waschechten und sattelfesten australischen Steppken, harmlosen Bösewichten, einer amüsant ersonnenen Fabel und nicht zuletzt: einer atmosphärisch ungemein glücklichen Verdichtung der australischen Landschaft. Wie schon in „The Overlanders“ gab es auch hier wieder von Grillenzirpen und Schakalheulen untermalte Nachtaufnahmen, die in ihrem Schmelz, ihrer unverbrauchten Zartheit zum Kostbarsten zu zählen sind, was seit langem zu uns über den Kanal fand.

Was den Engländern recht war, jetzt ist es den Amerikanern mehr als billig. Robert Siodmak, ein Köhner sonst, vermochte der Lockung seinem Publikum einmal kriminell zu kommen, nicht zu widerstehen. Aber kriminell — das genügte ihm nicht. Seiner Meinung nach sind unsere Nerven noch viel zu wenig strapaziert worden. Her also mit dem pathologischen Lustmord und ihn mit Hussaschrei und Großaufnahme auf die armen (hier noch dazu durchweg körperbehinderten) Opfer, gehetzt. Erst die Lahme, dann die Buddige; schließlich die Stumme: Ein Mörder mit nazistischen Rassewahnambitionen. Mal was Neues. Nein, ernsthaft: Hier gehört der Protestgong geschlagen; laut und vernehmlich. Macht bei euch, was ihr wollt. Aber uns bleibt vom Halse mit diesen glitschig fotografier-

ten Perversitäten. (Titel: „The Spiral Staircase“.)

An neuen Russenfilmen sind diesmal nur zwei zu nennen. „Kreuzer Warjag“ und „Söhne“. Auf dem „Warjag“ sitzt eine Staubschicht von gut einem Jahrzwölft, das in ihm propagierte Untergangsethos des verlorenen Haufens allerdings scheint, fürchte ich, wesentlich jüngeren Datums zu sein. Ja, es liegt die (erfahrungsmäßig verbürgte) Vermutung nahe, daß dieser fahnenknatternde Hurra-Patriotismus mit tödlichem Ausgang Väterchen Staat drüben heute noch genau so wohlgefällig ist. Dabei ist dieser Streifen, der zu Anfang des russisch-japanischen Krieges spielt, bis auf die im letzten Zehntel einsetzende Kanonenbumserei gar nicht mal spannend, sondern wirkt im Gegenteil, durch die chronischen pseudonationalen Schulknabengespräche der rauschebärtigen Schiffsoffiziere recht einschläfernd.

„Söhne“ war neueren Datums und im großen ganzen immerhin diskutabler. Wenn auch die Pazifisten — und die sollten (sollten!) wir ja eigentlich alle heute sein — an solchen, den Teufel mit dem Beelzebub, Mord mit Totschlag, Gewalt mit Vernichtung austreibenden Streifen verzweifeln könnten. Der Film spielt in Lettland zur Zeit der faschistischen Okkupation. Gezeigt wird der Kampf lettischer Partisanen gegen die deutschen Unterdrücker. Vielleicht hätte ein Rossellini daraus etwas atembeklemmend Faszinierendes gemacht. Der russische Regisseur aber hieß Iwanow, und ließ die ganze Geschichte brüsk ins erstarrt Theatralische fallen, wo sie dann auch kochend und knallend anderthalb Stunden vor sich hinschmorte.

Wolfdietrich Schnurre

Literarische Rundschau

Verteidigung Europas

16 Essays über verschiedene Anliegen künstlerischen Schaffens, insbesondere im Zusammenhang mit dem Theater, legt uns der bekannte Kritiker Herbert Ihering unter dem anspruchsvollen Titel „Vom Geist und Ungeist der

Zeit“ vor (Berlin, Aufbauverlag, 1947). Nun, die Geschtheit und Wortgewandtheit Iherings, dem wir so gewichtige Beiträge wie den über „Gerhart Hauptmann und die Wende der Zeit“ verdanken, wird niemand bestreiten. Aber was er uns jetzt anbietet, wiegt für ihn zu leicht. Es ist eine Equilibristik mit Wor-

ten, die das Wesentliche verbergen sollen, so als ob Ihering ein schönes Bühnenbild bauen möchte — an das er selbst nicht glaubt. Er überschätzt das „berechnende, zynisch selbstsichere Unternehmertum“, wenn er nicht gleichzeitig an das staatskapitalistische Unternehmertum rührt, in das sich längst jener Geist „gerettet“ hat. Seine Definition des „Surrealismus“ ist von der Oberfläche her gesehen, ebenso wie die propagandistische Schärfe seines nationalistischen Angriffs auf die „Neuen Emigranten“ — einen zur Auswanderung verleiten könnte. Aber in seinem Beitrag über den „Caligula“ von Albert Camus stellt Ihering die Dinge einfach auf den Kopf. Der französische Dichter gibt in diesem Drama der Sehnsucht nach Freiheit, Menschenwürde und Gott durch überschärfe Zeichnung jenes Abgotts Ausdruck, der die Verwirklichung dieser Sehnsucht bedroht; der Diktatur. Es geht um das überzeitliche, aber heute lauter denn je in der Welt umgehende Gespenst des „Autoritären“ aller Schattierungen, just um jenes Element, das Europa in seinem Bestande bedroht. „Ich lebe. Ich töte. Ich übe die herauschende Gewalt der Zerstörung aus, gegen die die Macht des Schöpfers der Witz eines Affen ist“ — sagt dieser Caligula, der aber nach aller Überspitzung seines Wahns ihn als solchen erkennt, den Spiegel, aus dem ihn seine Fratze angrinst, zertrümmert, ein Caligula also, der verzweifelt und sich selbst geschlagen gibt, bevor ihn die Dolche der europäischen Welt durchbohren. Aber Ihering gibt diesem Caligula den Untertitel „Der Selbstmord Europas“ und versucht so zu tun, als könnte das Zerstörerische eines Diktators nur noch mit dem Namen Hitler verbunden sein. Gerade da, wo Camus den Zuschauer zum Denken über das Phänomen „Diktator“ anregt, da macht für Ihering „der europäische Geist genießerisch sein Harakiri“. Dabei handelt es sich hier nicht um eine verschiedenenartige Auslegung des Dramas, nein, es gibt einen untrüglichen Beweis, daß Ihering nicht recht haben kann: überall dort nämlich, wo dieser „Caligula“ überhaupt spielbar ist, da lebt noch ein wenig von dem europäischen Geist der Freiheit und der Menschenwürde, und überall dort, wo er nicht spielbar ist, da ist er tot. Und da kein Diktator, welcher Couleour er auch sein möge,

diesen „Caligula“ auf den Brettern ertragen könnte, würde gerade dort sein Todesschrei Gestalt annehmen: „Ich bin immer noch am Leben!“ während in allen Teilen der Welt, in der die Diktatur bezwungen werden kann, man sich gerne der scharfen Pointierung des Dichters Albert Camus erinnern wird.

Hanns-Erich Haack

Apokalypse

Vorweg sei gesagt, daß der Roman von Hermann Kasack „Hinter dem Strom“ (Berlin, Suhrkamp-Verlag, 12,50 RM.) ein außerordentliches, bis ins Letzte aufwühlendes und erregendes Buch ist, das weit über die meisten der jetzt erschienenen Bücher hinausragt. Denn hier ist zum erstenmal eine dichterische Vision unserer Zeit von apokalyptischer Kraft gegeben. Ein junger Gelehrter, Dr. Robert Lindhoff, kommt in eine Stadt „jenseits des Stroms“, berufen, das Archiv dieser seltsamen Stadt zu übernehmen und weiterzuführen. Das ganze Leben dieser völlig zerstörten Stadt, über der ein unheimlich fahles Licht liegt, spielt sich unterirdisch ab. Es ist die Stadt der toten Seelen, die ihr Wesen verloren haben, eine Zwischenstation zwischen dem echten Leben und der völligen Auflösung ins Nichts, ein Leben wie die Schatten. Ihre Geschiede werden von einem unsichtbaren Kollegium gelenkt, das souverän über sie bestimmt. Sie alle sind registriert, katalogisiert und nach einem bis ins Letzte durchgeführten System eingeordnet. Hier herrscht die durchgeführte totale Bürokratisierung. Alles Tun ist sinnlos. Sie schaffen in harter Arbeit in einer Kunststeinfabrik, von der ihr Produkt in eine andere Fabrik geht, wo es genau so methodisch wieder vernichtet wird, wie es methodisch mit letzter technischer Vollendung hergestellt wurde. Es ist der totale Leerlauf, die systematisierte Sinnlosigkeit. Von Zeit zu Zeit werden diese Menschen zusammengetrieben und von einer sehr widerlichen Erscheinung, „der große Don“ genannt, ausgesondert, um der endgültigen Auflösung zugeführt zu werden. Die Aufgabe, die Lindhoff zu erfüllen hat, ist, eine Sammlung chronikartig aufzustellen der gesamten schriftlichen geistigen Hinterlassenschaft der Menschheit. Alles, was an schöpfe-

rischen Gedanken, an religiösen Systemen je erdacht wurde, ist hier registriert. Es gibt ein Warenhaus für den religiösen Glauben, ein Kulturmagazin, in dem die Symbole aller Systeme vorrätig sind, um den Menschen klarzumachen, wie sinnlos im letzten Grunde das alles ist. Seine Chronik ist eine Art Protokoll der Schrecksekunde,

Die Menschen treiben alles das, was auch in unserer Zeit getrieben wird; sie tauschen ihre Waren, die nur noch wertloser Tand sind, im Ringtausch, bis endlich — um auch hier die letzte Sinnlosigkeit zu beweisen — jeder das wieder in Händen hat, was er im Anfang fortgab. Er trifft seinen Vater, seine Geliebte, Freunde — aber alles bleibt gespenstisch. Eine grenzenlose Traurigkeit lastet auf allen. Es ist immer nur grauester Alltag.

Man würde den Sinn dieser Vision falsch verstehen, wenn man die Bewohner dieser Stadt auch leiblich als Tote ansprechen wollte. Sie sind nur seelisch tot, und es ist eine mit letzter Konsequenz durchgeführte Vision des menschlichen Lebens unter dem Zwang eines totalen Systems mit dem Herdenmenschen, der Massenliebe und dem Massenwahn, unter der Furcht eines anonymen Büros, und hier liegt der Punkt, der uns alle angeht. Das Grauen, das diese Existenz erregt, ist unser Grauen, wenn wir uns vielleicht auch über den ganzen Jammer unserer entseelten Existenz keine Rechenschaft ablegen.

Der Gehalt des Buches ist in einer Anzeige nicht auszuschöpfen. Das alles ist mit einer Kraft der Gestaltung, mit einer Spannung bis zum Abenteuerlichen, mit der Bloßlegung letzter psychologischer Vorgänge, einer zwingenden, unentzinnbaren Logik und erbarmungsloser Konsequenz dichterisch gestaltet. Kasack weiß um das Reich der Dämonen, und er weiß auch, daß es auf den Zwang zum Massendasein nur eine einzige Antwort gibt: eine grundsätzlich veränderte Haltung jedes Einzelnen zum Tod und dadurch zum Leben, dessen Spur wä lachend folgen müssen. Es ist keine leichte Lektüre, und der tiefe Sinn ist nicht bequem zugänglich, aber wir wünschten, daß viele sich der Mühe unterzögen, das Buch auszuschöpfen, weil es gerade durch das Grauen, das

es erregt, eine Möglichkeit bietet, die Lehre für die veränderte Haltung zu ziehen. Es ist ein großer Wurf, und er ist dem Dichter Hermann Kasack geglückt. D. R.

Vom Kampf gegen Hitler

Eins der Bücher, die wir nicht entbehren möchten, ist der Erinnerungsband an Kurt Huber, der in Verbindung mit dem heroischen Versuch der Geschwister Scholl, Deutschlands Gesckicke zu wenden, dem Henker anheim fiel: „Kurt Huber zum Gedächtnis, Bildnisse eines Menschen, Denkers und Forschers“, herausgegeben von Clara Huber (Regensburg, Josef Habbel). Das Vorwort schrieb Karl Voßler, ein Lebensbild gibt Clara Huber, die Witwe des wundervollen Menschen. Mit weiteren Beiträgen sind von seinen Freunden vertreten: Otto Ursprung, Walter Riezler, Alois Wenzl, Hermine Mayer, Georgi Schischkoff, Thrasylulos Georgiades, Pauli Kiem, Inge Köck, Mirok Li und Carl Orff. Dazwischen stehen Worte von Kurt Huber selber. Wir können uns kein stärkeres Zeugnis für den wahren deutschen Geist denken, als diese Schilderung der Persönlichkeit eines Mannes, der in vollendeter Form den wahren deutschen Geist verkörperte, in Deutschland gewachsen, in Europa beheimatet und hinüberreichend in die ganze große Menschenwelt. Als reizvolle Beilage sind Kompositionen von Kurt Huber beigegeben: Proben aus „Bayrischen Tänzen“ und ein Wiegenlied. — Dem Schicksal der Geschwister Scholl und ihrer Freunde gilt der Roman von Alfred Neumann, „Es waren ihrer sechs“ (Berlin, Carl Habel, RM 16,50). Das Motiv zu diesem Buch ist zweifellos sehr anerkennenswert, aber man gewinnt nicht das Gefühl, daß dieser Roman dem Ethos und den Persönlichkeiten der Opfer der Hitlerschen Blutjustiz gerecht wird. — Wolfgang Langhoffs bekannter Roman „Die Moorsoldaten“ (Berlin, Aufbau-Verlag, RM 5,70) ist schon fast historisch geworden. Er bleibt ein Dokument von Deutschlands Schande, wenn auch die Erlebnisse Langhoffs nur ein Auftakt zu dem waren, was an Greueln und Leiden den Insassen der Konzentrationslager späterer Jahre beschert wurde. Aber es bleibt ein gült-

tiges Dokument, denn es ist ein wahrhaftiges Buch, da Langhoff das Versagen einiger Opfer nicht beschönigt, von den gemachten Fehlern spricht, aber auch nicht zu betonen versäumt, daß auch damals die Kameradschaft der einzige Trost und die einzige Form der Abwehr war, die man den Henkersknechten entgegensetzen konnte. — Ein erschütterndes Buch ist die Schrift von Irmgard Litten „Eine Mutter kämpft“ (Rudolstadt, Greifenverlag, RM 6,50). Frau Litten hat alles versucht und ist jeden bitteren Weg gegangen, um ihren Sohn aus dem Konzentrationslager zu retten, in dem er nach fünfjähriger Schutzhaft zugrunde ging. Litten war bekanntlich der Anwalt, der aus seiner brennenden Liebe zur Gerechtigkeit den seltenen Mut hatte, Hitler selber vor Gericht zu zitieren und ihn zwei Stunden lang in ein Kreuzverhör zu verwickeln. Die Folge war ein unauslöschlicher Haß Hitlers gegen ihn, der Littens Schicksal bestimmte. Irmgard Litten war von 1939 bis 1945 Sprecherin beim BBC. Ihr Buch erschien erstmalig in England unter dem Titel „A Mother fights Hitler“.

Als vierter Band der „Dokumente des andern Deutschland“ ist eine Sammlung antinationalsozialistischer Zeugnisse aus Deutschland erschienen unter dem Titel „Deutsche innere Emigration“, herausgegeben von Karl O. Paetel (New York City 1946, Verlag Friedrich Krause). Friedrich Krause schrieb das Vorwort, ihm folgt ein Beitrag der amerikanischen Kämpferin für das Recht in der Welt und großen Journalistin Dorothy Thompson, die temperamentvoll das Bestehen einer echten und starken deutschen Widerstandsbewegung bejaht. Die Dokumente werden dann von Karl O. Paetel eingeleitet. Das Buch gliedert sich in die Abschnitte: Stimmen der Illegalen; Einzelne protestieren; Widerstand in der Sklavensprache; Nach dreizehn Jahren Schweiz. Manches ist inzwischen überholt, und wesentliche Ergänzungen sind nötig. Das Buch behält trotzdem seinen dokumentarischen Wert auch als ein Zeichen für die Gesinnung der Menschen, die es herausgegeben haben und in der Emigration tapfer für das andere Deutschland kämpften und Zeugnis ablegten. D. R.

Erziehung zur Freiheit

In seinen Betrachtungen „Erziehung zur Freiheit“ (Berlin-Leipzig 1946, Volk und Wissen) fordert Johannes R. Becher totale Kritik, Anerkennung der objektiven Wertmaßstäbe, Verständnis dafür, daß Freiheit „erkannte Notwendigkeit“ ist. Unsere erste Aufgabe ist die Umwendung. Der deutsche Mensch „muß den unheilbaren Widerspruch überwinden zwischen dem, was er glaubt zu sein, und dem, was er ist.“ Unsere Geschichte muß neu geschrieben werden ohne Überheblichkeit und Knechtseligkeit. Die Volksbildneraufgabe des Schriftstellers wird noch gestellt und tief begründet. Wenn aber Becher den Marxismus, dessen geistige Größe und dessen wissenschaftlichen Ernst er eindrucksvoll und mit gutem Grunde preist, als „die Krönung und Vollendung aller objektiven Denklehre“ darstellt, dann erheben wir die Frage: Ist wirklich das Wesensgesetz des Menschen erfaßt, wenn man in ihm weiter nichts sieht als ein soziales Wesen?

Schon die nächste Frage nach der Ordnung eröffnet uns den Hintergrund des sozialen Lebens. Das wird ganz deutlich, wenn Bernd Tönnies in seinem Buch „Wir Deutschen und der Rechtsstaat“ (Hoffmann und Campe 1946) nachweist, daß nur dann von Recht und Rechtsstaat gesprochen werden kann, wenn der Rechtsetzende selbst sich an die Gerechtigkeit hält.

Werner Näf schildert uns in seiner Broschüre „Föderalismus und Demokratie in der Schweiz“ (Freiburg 1947, Alber) seine Schweizer Demokratie, die als einzige „ganz und ausschließlich beim genossenschaftlichen Prinzip, beharrte“ und „keine politischen Stände entstehen ließ“, weil „Wurzelgrund und Schule des Staatsbürgertums in der Gemeinde liegen, die den Mann ins öffentliche Leben stellt, wo es ihm vertraut ist, das er überblicken kann“. Die Kraft dieses Föderalismus aber kommt aus einem Grunde, den Näf nicht nennt: Die drei Nationen in der Schweiz verstehen sich nicht deshalb, weil sie den Nationalstaat überwunden hätten, sondern weil sie — als die letzten Glieder des alten übernationalen Reiches — diese Episode gar nicht erst mitgemacht haben. Oskar Stark

gibt in seinen „Wegen zur Demokratie“ (ebenda) einen nüchternen und ernüchternden Überblick über die Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Demokratie in den einzelnen Besatzungszonen und begründet die Forderung nach Gliederung der Massen mit dem übergesellschaftlichen Maßstab von der Würde der Person.

Oskar Hammelsbeck's Schrift „Um Heil oder Unheil im öffentlichen Leben“ (München, Christian Kaiser), zeigt in einer „Ansprache an die Vorstände der politischen Parteien in Deutschland“ — die leider nicht gehalten wurde, weil die Parteien sich dem Gespräch auf einer evangelischen Akademie entzogen —, daß „die anthropologische Frage der wesentliche Kern in aller politischen und geistigen Auseinandersetzung“ ist und „daß jegliches Vertrauen zum Menschen, das wir ganz gewiß zum Leben brauchen, nur über den Glauben an den menschgewordenen Christus Gottes möglich ist“. (Solche Einsichten trösten über manche theologische Enge und Umständlichkeit, an der das Heftchen sonst leidet.) Karl Jakob Hirsch zeigt in dem Buch „Heimkehr zu Gott“ (München, Desch) seinen Weg als Deutscher und Jude von der ästhetischen Unverbindlichkeit des Vorkriegsbürgertums zum christlichen Glauben in einfacher und eindringlicher Sprache. Helmut Thielicke deutet uns die drei Versuchungen Christi als die Gefahren des Bösen „Zwischen Gott und Satan“ (Tübingen, Furtche-Verlag), der sich unser sicher bemächtigt, wenn wir hungern, wenn wir Macht wollen und wenn wir Geltung wollen, sofern wir uns nicht in Christus wehrlos der höheren, der wirkameren Wirklichkeit Gottes anvertrauen. Karl Heim schließlich weist den tiefsten Grund dieser Erfahrungen auf: „Die Bergpredigt Jesu“ (ebenda) ist weder ein System einer gewaltlosen Gesellschaft noch gibt sie „evangelische Ratschläge“ für den inneren Kreis der Jünger. Ihre Botschaft trifft jeden im Gewissen und gibt doch kein neues Gesetz für die Gemeinschaft, sondern die praktische Anweisung zum neuen Lebensstil für den Einzelnen. Dieses Leben aber ist nur zu führen von dem Menschen, der sich wandeln läßt, der sich und

auch sein Selbstvertrauen aufgibt und sich wehrlos Gott anvertraut, d. h. „glaubt“. Von dem Gewandelten aber geht die Kraft aus, die auch das soziale Leben wandelt. Er ist die „Stadt auf dem Berge“. O.-H. v. d. Gablentz

Quer durch den Büchereingang

Eine reine Freude ist die Lektüre einer Reihe von Essays und Kritiken aus dem so umfangreichen Werk des Klassikers der „Kleinen Prosa“, Alfred Polgar: „Im Vorübergehen“ (Stuttgart, Rowohlt), die aus zehn Bänden seiner erzählenden und kritischen Schriften herausgesucht worden sind. Ob Polgar von den einfachen Tatsachen des menschlichen Lebens, von Geburt und Tod, von Liebe und Leid, von den menschlichen Beziehungen zu Tieren, von den Jahreszeiten oder von Theateraufführungen und einzelnen großen Schauspielern schreibt: in jeder Zeile ist Alfred Polgar. Seine Persönlichkeit prägt jede Stellungnahme, und man empfindet mit Genuß die Freude, die der Autor selber an seiner Arbeit hatte, eine Freude, die ihre volle Berechtigung hat. Denn die Meisterschaft, den letzten Sinn und den wahrhaften Kern aus den Worten herauszudestillieren, ist schlechthin unübertroffen. Er verfügt über alle Register der Wortkunst, über eine unerbittliche Kritik, die sich zu erbarmungsloser Schärfe steigern kann, über eine tiefe seelische Zartheit, die gerade die einfachen Herzen würdigt. Kurzum, es ist alles, was Menschenherzen bewegt und den Verstand anspricht in unendlicher Fülle vorhanden. Bisher haben wir einen Nachfolger Polgars, der so vielen Vieles gab während seiner Tätigkeit an deutschen Zeitungen bis zur Emigration, noch nicht gefunden.

Auch Paul Wiegler gehört zu denen, die viel zu sagen haben, durch sein umfassendes Wissen und seine Bildung. Trotzdem möchten wir fast bezweifeln, ob der Sammelband: „Gespenster“ (Baden-Baden, B. Keppler-Verlag) das große Publikum erreichen wird. Wiegler versteht es, gerade problematische Figuren der Geschichte und Literatur bis in ihre letzten Wurzeln deutlich zu machen, und die Sammlung von 33 seiner Essays umfaßt die Fülle des Lebens. Aber er rechnet wohl mit einem Leserpublikum, das über wesentlich gefestigtere Grundlagen des Wissens und der Bildung verfügt, als wir heute gemeinhin voraussetzen dürfen. So

werden manche Pointen nicht verstanden werden, die mehr an Leser vergangener Tage sich richten. Dies ist an sich kein Einwand, denn auch heute dürfen wir den sogenannten „königlichen“ Weg zum Verständnis nicht als das Ideal ansehen, sondern der Anspruch, selber sich heranzuarbeiten und sein Wissen zu vermehren, bleibt nach wie vor bestehen.

Nicht weniger als drei neue Schriften über Gerhart Hauptmann liegen vor. Davon die beiden ersten Bändchen einer Reihe, die sich „Gerhart-Hauptmann-Schriften“ nennt. In der ersten Schrift eines nahen Freundes von Hauptmann, Felix A. Voigt, unter dem Titel „Gerhart Hauptmann, der Schlesier“ (Coslar, Verlag Deutsche Bucherei) würdigt der Landsmann den Landsmann aus persönlicher Nähe und zeigt die Kräfte, die Hauptmann gerade aus seiner schlesischen Erde zog. Das Bändchen ist mit Photographien aus Hauptmanns Heimat und mit Reproduktionen von Bildern geschmückt. — Das zweite Bändchen faßt sieben Reden zusammen, die zu seinem Gedächtnis an seinem Sarge und auf Gedenkfeiern an Universitäten und in Freundeskreisen gehalten worden sind. Hier legen sieben sehr unterschiedliche Persönlichkeiten und Temperamente Zeugnis von dem ab, was Hauptmann ihnen gab. Sein Sohn Ivo Hauptmann, Gerhart Pohl, Johannes R. Becher, Frank Thieß, sein getreuer Begleiter C. F. W. Behl, wiederum Felix A. Voigt, endlich Hans von Hülsen, der auch die Herausgabe und Zusammenfassung der Reden besorgte, nehmen das Wort. — Eine tiefeschürfende Würdigung von „Gerhart Hauptmann als Dichter der Menschlichkeit“ (Freiburg i. Br., Karl Alber-Verlag) ist der Vortrag, den Erich Ruprecht bei der Gerhart-Hauptmann-Gedächtnisfeier der Städtischen Bühnen in Freiburg gehalten hat. Vorausstellt ist eine Reproduktion eines der letzten Bilder Hauptmanns von Leo von König.

Ein nachdenklicher Beitrag ist die Sammlung von Briefen von Volkmarr Lachmann unter dem Titel: „Das Jahr des Jünglings“ (Berlin, Suhrkamp-Verlag), die der so früh abgerufene junge Dichter an seine Eltern aus dem Arbeitsdienst und dem Krieg schrieb. Ein ergreifendes Zeugnis, daß auch junge Menschen unbeschadet des grauenvollen Zwanges und des schweren Erlebens ihr

Menschen_tum rein bewahrten und dem Ruf des Geistes niemals untreu wurden. Mit Wärme und Verständnis würdigt in einem Nachwort Hermann Kasack die Persönlichkeit des 1921 geborenen und im Mai 1945 in einem Lazarett Verstorbenen.

Ein Dokument der Menschlichkeit ist auch die Novelle von Kurt Loehning: „Daß Ihr erkennet“ (Berlin, Erich Schmidt-Verlag). Der Verlag setzt hiermit sein anerkennenswertes Streben fort, jungen dichterischen Kräften zum Wort zu verhelfen, wenn auch die Zeugnisse ihres Könnens noch nicht die letzte Reife haben. Die Erzählung fußt auf einem vorgeblichen oder wirklichen Tagebuch, das ein ukrainischer Ingenieur in den Tagen vor der Eroberung Warschaus durch das deutsche Heer 1939 geführt hat, in dem er nicht nur die kriegerischen Ereignisse, sondern auch die menschlichen Begegnungen mit polnischen Männern und Frauen und die Beziehungen einer Polin zu einem jungen deutschen Studenten, den der Krieg in Warschau überraschte, schildert. Hier liegt der eigentliche Kern und Wert dieses Buches, weil die Bejahung der Möglichkeit, menschliche Beziehungen auch über alle Völkergegensätze und Kriegspsychosen rein zu erhalten, einen hellen Ton in das düstere Geschehen bringt. Die einzelnen Menschen lassen sich ebensowenig wie die einzelnen Völker, und in allen Völkern wird es stets Menschen geben, die trotz der gefährlichen Psychosen eines erregten Nationalismus den anderen Menschen achten und lieben können.

Ein ganz anderes Klima treffen wir in der amüsanten Erzählung von Edmond About „Die Nase des Herrn Notar“ (Bad Wörishofen, Drei-Säulen-Verlag), erschienen in der Reihe „Das heitere Wort“. Es ist ein witziger und artiger Einfall, der den Ausgangspunkt der Erzählung bildet, wenn er auch die etwas breit ausgesponnene Handlung vielleicht nicht ganz trägt. Die Heiterkeit wird wirksam unterstützt durch die witzigen Zeichnungen von Hanns von Krannhals. Die französische Erzählung wurde von Wolfheinrich von der Mülbe ins Deutsche übertragen. In einem Duell wird einem eleganten französischen Notar von einem Türken, dem er versehentlich bei einer Auseinandersetzung über eine Frau die Nase ver-

letzt hatte, nach türkischem Brauch der Vergeltung die Nase abgeschlagen, und alle Bemühungen, sie wiederzufinden, um auf frischer Wunde sie wieder anzubringen, sind vergeblich. Man sucht einen Mann und findet einen auvergatischen Wasserträger, der von seinem Fleisch gibt, um eine neue Nase dem Herrn Notar zu bescheren. Köstlich die Schilderung der beiden, für Wochen aneinander Gehefteten, köstlich auch der Gedanke, der etwas Unheimliches hat, daß dieses Stück Fleisch den Gesetzen folgen muß, denen sein Spender unterliegt und je nach seinem Verhalten sein Aussehen wechselt, sich rotweinrot färbt, schwindet, weich wird und endlich überhaupt nicht mehr da ist. Auch der Einfall ist witzig genug, daß der hochgebildete Anwalt das Entsetzen aller seiner Freunde erregt, als durch das Medium der Nase er den rauen auvergatischen Dialekt zu sprechen beginnt. Das Ende ist dann simpel: nach der endgültigen Trennung von dem manchmal verhätschelten, manchmal bitter gehaßten und schlecht behandelten Spender verzichtet der Anwalt auf die Möglichkeit, sich ein lebendiges Organ ins Gesicht setzen zu lassen und begnügt sich mit einer künstlichen Nase. Er scheidet mehr oder weniger aus allen gesellschaftlichen Beziehungen, um sich einem privaten Wohlleben zu ergeben. D. R.

Rat und Hilfe

„Für Amputierte“ heißt ein Büchlein von 63 Seiten (Reinbeck bei Hamburg, Pharus-Verlag). Es ist kein „Trost“ sondern eine Anleitung. „Es soll allen Amputierten zeigen, worauf es für uns ankommt, wenn wir im Leben nicht versagen wollen.“ „Für uns“, sagt der Verfasser, Georg v. Gruenewaldt. Es sind die Erfahrungen eines amputierten Arztes, die hier als Hilfe und zur Erleichterung der Schwierigkeiten den Schicksalsgefährten mitgeteilt werden. Diese Schwierigkeiten, so meint der Autor, sind für uns alle immer wieder die gleichen, was für ein Glied wir auch verloren haben. Ihre Hauptursache ist nämlich nicht der veränderte Körperzustand, sondern die Frage, wie wir innerlich mit ihm fertig werden. Eine Feststellung von weittragender Bedeutung für den Amputierten. Anstatt sich in fatalistischer Resignation in ein unerbitt-

liches Los ergeben zu müssen, erfährt er hier, daß es ihm durchaus in die Hand gegeben ist, sein Schicksal zu verändern. Das Wesentliche ist nicht die Zahl der Glieder, sondern die Haltung, die Persönlichkeit eines Menschen, sagt der Autor. In einfachster, erzählender Form berichtet er dann von seinem eigenen Erleben. Das Erwachen aus der Nar-kose, der furchtbare Schock bei der Erkenntnis des Geschehenen, die ersten Versuche mit der Prothese, das alles wird einfach erzählt, so wie es war. Dann das entscheidende Erlebnis: Das erstmal unterwegs unter den „Anderen“! Er fällt auf. Er fühlt sich ausgesondert. Die Probleme über eine mögliche Liebesbeziehung, die Sorgen um die soziale Existenz stehen vor ihm auf. Auf alle entscheidenden Probleme geht der Verfasser ganz offen ein. Selbst ein lebendes Beispiel dafür, daß sie nicht unlösbar sind, kommt er bei der Darstellung seiner Erfahrungen immer wieder zu der Einsicht, daß die Hauptgefahr für den Amputierten, eigentlich die einzige Gefahr, nicht in der körperlichen Behinderung liegt, sondern in der möglichen seelischen Hemmung. Und da ermahnt er nicht, er rät. Dieser Rat eines Gefährten, der es geschafft hat, wird vielen helfen können. Hinzugefügt sei, daß der Titel den Kreis der Leser keineswegs beschränkt. Wenn wir bei diesem Gespräch als Außenseiter zuhören, so lernen auch wir dabei. Wir sind ja ein ganz wesentlicher Teil jener Umwelt, in der sich der Körperbehinderte durchzusetzen hat. Beschämt müssen wir hier in den immer wiederkehrenden Schwierigkeiten dieser Menschen nur allzuoft unsere eigenen immer gleichen menschlichen Fehler wiedererkennen. H. v. D.

Graf Heinrich Luckner

In der Reihe „Kunst der Gegenwart“, die Adolf Behne mit berufener Hand herausgibt, ist eine Monographie erschienen, „Graf Heinrich Luckner“. Mit 48 farbigen und Schwarz-weiß-Reproduktionen seiner Werke mit einer feinsinnigen Einleitung von Werner Fiedler. (Potsdam, Eduard Stichnote, RM 4,50.) Die starke und eigenwillige künstlerische Persönlichkeit des Malers Graf Heinrich Luckner läßt

sich nicht klassifizieren und in irgend eine Kunstrichtung einordnen. Dazu ist auch der Mensch, der hinter dem Künstler steht, zu eigenkräftig. Bestehend ist die unbedingte Echtheit seiner künstlerischen Arbeit und sein Streben, in das große Chaos unserer Zeit und in das Chaos der Kunst Ordnung hineinzubringen, aus der Verpflichtung zu den Gesetzen der großen Kunst. Dieses sein Bestreben ist von einer echten Leidenschaft getragen, und die Vision des Chaos, des Todes und der Vernichtung wandelt sich unter seiner Hand wiederum zu Ahnungen der Ordnung. Er weiß sehr viel um die Hintergründe allen menschlichen Lebens. Die Schönheit, die alle seine Werke überstrahlt, ist ihm nicht billig zuteil geworden, sondern er hat sie errungen. — Der Mensch Luckner ist uns deshalb so besonders wertvoll, weil er zu den unbedingten Gegnern des Nationalsozialismus gehört hat und enge Verbindung zu den aktivistischen Kreisen des Widerstandes hatte.

D. R.

Die Knolls in Amerika

Fast 700 enggedruckte Seiten lang ist der große Roman „Farm am Yadkin“ von Bernhard Sengfelder (Wiesentheid, Droemer). Der Leser betrachtet das dicke Buch zunächst mit verständlicher Scheu. Wer hat heute Muße genug für einen derartigen Wälzer? Ja, wenn es noch beschauliche Sommerfrischenwochen gäbe! Und dann erwacht die Neugier, wie denn wohl der Stoff für ein solches Werk beschaffen sein möge. Und kaum hat man mit dem Lesen begonnen, so ist man schon gefangen. Man kommt nicht

wieder los, selbst wenn man jeden Tag nur ein paar Seiten schafft. Man will wissen, was aus den Knolls wird, die im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts aus Franken nach Amerika ausgewandert sind, in Carolina am Yadkin gesiedelt haben und durch anderthalb Jahrhunderte an den Geschichten, an der Geschichte der neuen Heimat handelnd und leidend teilnehmen. Sengfelder, selbst Sohn eines fränkischen Handwerker- und Bauerngeschlechts, bringt eine Fülle von Gestalten auf die Bühne seines Romans, aber er weiß so scharf zu charakterisieren, in so klarer Gliederung zu erzählen, daß der Leser niemals verwirrt wird, sondern der vielschichtigen Handlung immer mühelos zu folgen vermag. Diese Deutschen, die Erdfesten so gut wie die Abenteuermänner, stehen ihren Mann in den Kämpfen um Freiheit und Menschlichkeit. Sie dienen ihrem Herrgott auf mancherlei, auch wunderliche Weise. Sie nehmen in ihr gesundes Blut fremdes, auch indianisches und schwarzes auf. Sie werden durchaus nicht alle Musterbürger der neuen Welt, aber sie haben an ihren Grundfesten fleißig und erfolgreich mitgearbeitet in Ordnung, Gehorsam und Bereitschaft. Eines freilich sind sie auch drüben nicht geworden: Politiker. Sengfelder sieht die Stärke des Deutschen auf anderen Gebieten. Der letzte Knoll, der nicht mehr Bauer, Pflanze, Jäger oder Soldat ist, sondern Journalist wird, paßt nach seinem eigenen Geständnis nur für die Rätseldecke oder das Feuilleton. So ist sich gewiß auch Sengfelder seiner poetischen Grenzen bewußt, aber auf dem ihm vertrauten Gebiet einer höchst anschaulichen Schilderkunst lassen wir uns gern von ihm unterhalten.

Paul Weiglin

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Dr. Matthias Laros, Stolzenfeld, 1. 3. 1882 Trier. — Dr. Ernst Samhaber, Hamburg, 28. 4. 1901 Valparaíso. — Dr. Hanns-Erich Haack, Dießen. — Paul Dehnert; Bernöwe. — Rolf Gustav Haebler, Baden-Baden. — Christof Thoenes, Radebeul, 4. 12. 1928 Dresden. — Dr. Ernst Kocherthaler, Zürich, 9. 12. 1894 Madrid. — Heinz Rein, Berlin, 9. 3. 1906 Berlin. — Jonathan Sault (A. H. Owen), London, 8. 1. 1914 Burryport. — Dr. Otto-Heinrich von der Gablentz, Berlin. — Dr. Hoimar v. Dittfurth, Berlin. — Dr. Paul Weiglin, Berlin. — Walter von Cube, München, 10. 7. 1906 Stuttgart (Nachtrag zu Heft 12).